P. o. germ. 949-1
B. L. N 42

<36635451370015

<36635451370015

Bayer. Staatsbibliothek

Sch. w. deutschen. pag. 401.

P. O. germ
949-1

Morad.

Eine Erzählung

aus der orientalischen Welt.

Erster Theil.

Berlin,
bei Ernst Joseph Gregorius Littfas.
1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Kara Bey Effendi seinem Sohne Zada Mollah.

Gelobt sey Allah!

gepriesen der große Prophet!

Sehr oft hab' ich, mein Zada, aus dem Munde der Weltklugen vernommen: Sterblicher! In dem Grade du Gelegenheit erhältst, deinen Nebenmenschen kennen zu lernen, wird deine Liebe gegen ihn erkalten. Da dacht' ich oft, mein Zada: sollte dies der Zweck der erhabenen allbeseligenden Natur seyn, die in jedem Kreise ihrer Schöpfung

das himmlische Band der Wesen zu entwickeln strebet?

Nein! Glücklich fühle ich mich schon lange bei der Neigung, die tiefsten Falten in dem Innern meiner Nebenmenschen zu durchschauen. Auch dir, mein Zada, wünsch' ich diese Freude. Mag dein Gefühl bei dieser Wanderung an verschiedenen Klippen scheitern, dafür wirst du aber, in deinem Sinne gegen die Menschen, dem Seereisenden gleichen, der die Gefahren des tobenden Meeres kennt, und von neuem sich ihnen vorsetzlich preis gibt, um in dem Anblick des größten Schauspieles der Natur sich einen Genuß zu verschaffen.

Denn du wirst zwar gewahren, daß es der Bosheit viel unter den Menschen gibt, aber zugleich bemerken, daß die Menschen selbst ein Triebwerk im Kreise der Bosheit abgeben.

Bei dieser Ansicht kann es nicht fehlen, daß mit deiner Kenntniß des Menschen sich in dir auch Liebe zu ihm entfalten wird. Diese Liebe wird aber eine Folge deines Nachdenkens seyn. Du wirst den Menschen ein Wohlwollen widerfahren lassen, wie es ein solches gutes — böses und den Umständen erliegendes Geschöpf verdient. Deine Liebe wird sich über das thierische erheben, sie wird geistig, deiner erhabenen Bestimmung angemessen seyn.

Laß dich daher nicht abschrecken, mein Sohn! Nähere dich den Menschen, wirf dich in ihren Kreis. Hast du sie dort kennen gelernt, so wirst du mit Seelenruhe, mit Ueberlegung deinen Brüdern die Hand reichen, und dein Wohlwollen zur Tugend stempeln.

Du wirst edel gegen die Guten, nachsichtig gegen die Bösen seyn, und es nicht die Menschen überhaupt entgelten lassen, wenn du

dich für dein Wohlwollen da oder dort hinters Licht geführt sehen solltest.

Nimm dir in dieser Absicht, mein Zada, die Begebenheiten eines Jünglings zum Muster, von denen mir das Schicksal eine Kunde werden ließ; und wenn sie nur wenige Spuren in deinem Gemüthe zurücklassen, für den großen Vorsatz: die Menschen kennen zu lernen, um sie zu lieben; so werde ich neuerdings die lebendige Ueberzeugung haben, daß das Schicksal auf seinen unbemerktesten Schritten unser Heil zu befördern eingedenk sey.

M o r a d.

Erster Theil.

Erstes Buch.

I.

In der Hauptstadt des türkischen Reiches lebte Kaled Beki. Er war ein biederer rechtlicher Mann, der durch eine unermüdete Thätigkeit ein großes Vermögen erworben hatte. Von dem Entschlusse beseelt, die wenigen Jahre seines Daseins sich und seinem noch im Knabenalter lebenden Sohne zu weihen, entzog er sich endlich aller Geschäfte und führte im Gewühle der Hauptstadt einen stillen und unbemerklichen Haushalt. Nur dann machte er seine Glücksgüter geltend, wenn es darauf ankam, Gutes und Edles gegen seine Mitbürger zu üben.

Nicht lange verlieh ihm das Schicksal die Aussicht, der Freude eines solchen Lebens bis ins hohe Alter theilhaftig zu werden. Eine langsame

Krankheit untermiente die Jahre Kaled's. Er fühlte sich täglich entkräfteter, und nachdem er vergebens zu allen den Mitteln seine Zuflucht genommen hatte, die ihm die Kunst der erfahrensten Aerzte darbot, sah er mit einer edlen Beharrlichkeit und Gegenwart des Geistes, schon einige Monden vorher, der Stunde entgegen, die seiner irrdischen Laufbahn ein Ziel setzte.

Diese aus Grundsätzen gebildete Geistesruhe vermochte dennoch der Gedanke, der sich oft bei ihm hervordrängte, zu stören: wie seinem Sohne der Verlust, den er durch sein Hinscheiden erleiden dürfte, zu ersetzen wäre. Glücklicherweise erinnerte er sich seines würdigen Jugendfreundes Sen-Abul, der nur ohngefähr zwölf Parasangen von der Hauptstadt entfernt lebte. Zu diesem entschloß er sich, troz seiner hinfälligen Umstände, zu reisen, und ihm sowohl seinen Sohn als seinen beträchtlichen Nachlaß zu übergeben.

Gedacht gethan. In einigen Tagen hatte Kaled alle seine Baarschaften und Kleinodien zusammenbringen, sorgfältig von seinen Sklaven verpacken und sie einigen Kameelen aufbürden lassen. Seinen Troß zu vereinfachen, gab er dem größten Theile seiner Sklaven die Freiheit, und nun trat

er mit seinem Sohne, in Begleitung eines Sklaven, welcher die Kameele leitete, den Weg nach der Ebene von Talma an, wo Sen-Abul einen kleinen, aber gut eingerichteten Meierhof bewohnte, und von dem Ertrage seiner umliegenden Ländereien einen mäßigen aber zufriedenen Unterhalt genoß.

Sen-Abul war auf die Ankunft seines Freundes vorbereitet worden. Mit offenen Armen empfing er ihn; und seine erste Aeußerung nach wechselseitiger Umarmung war: „O Kaled! Möge Alla mit der erneuerten Kraft, die unsere Freundschaft jetzt erhält, neues Leben und Gesundheit dir verleihen.“ Und bei diesen Worten sah er mit theilnehmendem Blick auf seinen entnervten Freund.

„Ach Freund!“ fiel Kaled ein, „für diese irrdische Laufbahn hat mir das Schicksal ein Ziel gesetzt. — Ich bin daher im Begriff, zu jener großen Reise mich vorzubereiten, von der wir nimmer zurückkehren. Dank dir Alla! Glücklich bin ich bei meinem Freunde angelangt, nun hab' ich den Trost, sie in Frieden anzutreten und zu vollenden. Denn dir, Sen-Abul, kann ich nun das edelste Kleinod, das mir der Himmel hienieden ver-

liehen, übergeben. Ich weiß es keinem besser anzuvertrauen als dir. Und dies Kleinod ist — mein Sohn. Noch ist er Knabe. Ich hoffe er wird zum Jüngling heranwachsen, zum Manne reifen. Entziehest du ihm nicht deine Aufsicht, Freund! so kann ich ruhig von dir — von ihm scheiden."

Wo ist er, wo ist dein Sohn? ruft Sen-Abul.

„Geduld!" fuhr Kaled fort, „bald sollst du ihn sehen. Doch erst höre mich. — Mit diesem Sohn übergeb' ich dir die Schätze, die der Himmel mir zu Theil werden ließ. Sie sind dein, Sen-Abul, und du wirst sie meinem Sohne nur dann wiedergeben, wenn du die Ueberzeugung hast, daß er sie zu gebrauchen weiß. Das mach' ich dir zur Pflicht."

Hierauf winkte Kaled dem Sklaven, man brachte ihm den kleinen Morad, seinen Sohn. Er führte ihn seinem Freunde Sen-Abul zu. Dieser schloß den Knaben sogleich in seine Arme und kosete mit ihm wie ein liebreicher Vater. Während dessen ließ Kaled seine Schätze in eines von den Gemächern Sen-Abuls tragen.

Nachdem Kaled dies Geschäft abgethan, forderte ihn Sen-Abul auf, ein nüchternes Abendmal mit ihm zu verzehren. Indeß, war nun bei

Kaled die Anstrengung und Ermüdung von der zurückgelegten Reise Schuld, oder gieng es wirklich mit jeder Stunde näher zu Rande mit seinen Kräften, kaum wollte er der Einladung des Freundes genügen, so fühlte er sich plötzlich entkräftet und gelähmt. Er mußte das Mahl verlassen und das für ihn bereitete Lager besteigen.

Sen-Abul wich nicht von Kaled's Seite. Er beobachtete seinen Freund unermüdet, gab auf jede seiner Bewegungen genau Acht, und mit thränenden Augen sah er den Zeitpunkt seiner Auflösung immer näher kommen. Ein jeder Kampf seines Freundes mit dem Tode brachte seinem Herzen eine Wunde. Mit duldender Theilnahme sah er dem Hinscheiden des Freundes entgegen, das endlich zur Mitternachtsstunde erfolgte.

Kaum gewahrte Sen-Abul, daß er in diesem Leben seinem Freunde selbst keine Hülfe mehr zu reichen hatte, so dachte er darauf, zum wenigsten pünktlich seinem ihm anvertrauten letzten Willen zu genügen. Er eilte daher noch dieselbe Nacht zu den von Kaled Beki ihm zugebrachten Schätzen, und beschäftigte sich damit, sie in ein, unter seiner Wohnung vorhandenes, geheimes unterirrdisches Gemach, zu tragen, um sie nicht allein in Sicher-

heit zu sehen, sondern sie auch vor den Augen des kleinen Morad zu verbergen.

Nachdem Sen-Abul einige Tage damit zugebracht hatte, gegen seinen Freund die letzten Pflichten zu erfüllen, trat er wieder in den Kreis seiner gewöhnlichen Beschäftigungen, für welche er den Sohn Kaled's ebenfalls Empfänglichkeit einzuflößen den Vorsatz faßte.

II.

Die Besitzungen Sen-Abuls waren nicht von sehr großem Umfange, dennoch aber so beträchtlich, daß sie einem thätigen Landwirthe hinlängliche Beschäftigung gaben. Sen-Abul hatte sie nicht erworben. Er erhielt sie als Erbe von seinem Vater, der solche Einkünfte davon zog, daß er nicht allein gemächlich davon leben, sondern Sen-Abul seinem einzigen Sohne auch einer milden Erziehung theilhaftig werden lassen konnte. Edle Grundsätze, Einfalt der Sitten, und uneigennützige Thätigkeit spielten daher bei Sen-Abul den Meister. Die Beschäftigung mit dem Landbau und der Viehzucht, welcher er selbst den schönsten Theil seiner Jünglingsjahre weihete, gab ihm nicht Veranlassung, in

die große Welt zu treten, und seine Denkart auf die Probe zu stellen. Er handelte wie er dachte, ohne jemals auf den Gedanken zu gerathen, daß es Menschen geben könnte, die anders denken als sie handeln. Durch seinen Fleiß und seine Betriebsamkeit vermehrte er seine Einkünfte in solchem Grade, daß er jährlich einen überflüßigen Ertrag gewann, mit welchem er den Nothdürftigen seiner Gegend täglich zu Hülfe kam, und diese seine Milde verübte er in dem Grade, daß er in seinem Kreise endlich den Beinamen des Wohlthätigen erhielt.

Um diesen Mann, in dem die Natur den reinen Sinn fürs Gute und Edle nicht entweihen ließ, dem sie von allen Seiten Mittel bot, es in Fülle zu üben, lebte nun Morad, der Sohn Kaleds. Seinem für jeden Eindruck noch empfänglichen Geist schwebte täglich dies Bild menschlicher Tugend vor, und es mußte in ihm der Saame Wurzel fassen, der auch sein Herz zu jeder Tugend stimmte und jeglichen Keim seiner Selbstthätigkeit zum Wohlthun beseelte.

Den festesten Grund hierzu legte aber die unverdrossene Betriebsamkeit Sen-Abuls. Kein Tag vergieng, mit welchem nicht Morad's Liebe

zur Thätigkeit an Umfang zunahm. Er war seinem Pflegevater stets zur Seite. Bei den mühsamsten Beschäftigungen seines Gewerbes war er nicht bloßer Zuschauer, sondern suchte er nach Kräften Hülfe zu leisten. Und er gewann in der Verwaltung des Haushalts bald solche Einsichten, daß Sen-Abul sie mit ihm zu theilen keinen Anstand nahm. So ward in Morad von selbst der Trieb zur Thätigkeit entwickelt, und er fühlte allmählig in sich eine Selbstständigkeit, die ihn zu einer größern Wirksamkeit aufforderte.

Mit Wohlgefallen gewahrte Sen-Abul seinen Pflegebefohlnen nicht allein zum Jüngling heranwachsen, sondern in ihm auch denjenigen Funken zur Flamme auflodern, der den Naturmenschen zu seinem Berufe beseelt. Durch seinen mit Morad vereinten Fleiß gewann der Ertrag seines Bodens einen ansehnlichen Zuwachs, und er hatte daher Gelegenheit, ohne seinen eigenen Trieb zur Wohlthätigkeit desfalls zu beschränken, seines Pflegesohnes Denkart, um sie nicht in eine unselige Habsucht übergehen zu sehen, eine solche Richtung zu schaffen, daß auch er für seinen Beruf als vernünftiges Wesen, als Wesen, das für die Gefühle

seines Gleichen empfänglich ist, einen Spielraum sich erhielt.

Nicht allein aus Sen-Abuls Händen erhielten die Dürftigen, Ohnmächtigen und vom Alter Niedergebeugten Labung und Unterstützung; auch Morad blieb es überlassen seiner Milde zu genügen. Er lernte von Sen-Abul ernten, aber zugleich das Geernte wohl und weislich verwenden.

So bildete sich der Sohn Kaleds. Schon als Jüngling war er ganz mit dem Grundsatze befreundet: der Mensch sey, dem Berufe zur Thätigkeit Genüge zu leisten, verpflichtet. Zugleich fühlte er aber auch, daß diese Thätigkeit den Menschen nur dann adele, wenn er die Früchte derselben denen zu Theil werden läßt, welchen das Schicksal die Mittel versagt, jenem Berufe Folge zu leisten. Wenn daher Sen-Abul den jugendlichen Kaled thätig sahe, so mußte er sich zurufen: hier seh' ich mein zweites Ich.

Dieser Gedanke fand in ihm endlich solche Ueberzeugung, daß er nun seinen Pflegebefohlenen nicht allein so entwickelt glaubte, wie er ihn einst sich dachte, um ihn des Besitzes der Schätze, die sein Freund Kaled ihm übergab, würdig zu halten; sondern von ihm auch zuversichtlich erwartete, daß

er sie wohl und weislich zu verwenden nicht verfehlen dürfte. Anhaltend gieng er daher nunmehr mit dem Gedanken um, den lieben Jüngling auf den Besitz seiner Glücksgüter vorzubereiten.

Gewöhnlich pflegte Sen-Abul an heitern Abenden, sich von seiner Tagesarbeit zu erholen, vor seinem ländlichen Wohnsitze sich auf eine Rasenbank niederzulassen. An seiner Seite fehlte selten Morad, und die Stunden wurden dann immer der Unterhaltung geweihet, welche das biedere Alter, aus dem Vorrathe seiner Erfahrung, dem Jünglinge zu schaffen vermag.

Eines Abends saß Sen-Abul wie gewöhnlich, und blickte der Rückkunft seines Pflegebefohlenen entgegen. Die Stunde kam schon heran, in welcher er sich zur Ruhe zu begeben pflegte, um am Morgen zur rechten Zeit sein Tagewerk zu beginnen, da erschien Morad.

„Wo warst du, mein Sohn?" fragte Sen-Abul.

Ich habe mir einige Dürftigen aufgesucht, erwiederte Morad, denen ich meine Hülfe angedeihen lassen wollte.

„Thust du auch nicht des Guten zu viel, Morad?" sprach Sen-Abul. „Ein jedes Ding hat seine Zeit, seine Grenze."

Zu viel? rief Morad betroffen. Ich glaubte, und ihr selbst sagtet es sehr oft, eine jede gute That macht uns besser als wir waren, und je mehr wir des Guten leisten können, desto höher schwingen wir uns zur Region des Milden.

„Das sagte ich —" fügte Sen-Abul hinzu.

Und ihr wundert euch, fuhr Morad fort, wenn ich so sorgfältig und mit mancher Selbstaufopferung mir die Gelegenheit aufsuche, Gutes auszuüben?

„Wundern?" rief Sen-Abul. „Glaubst du etwa, mein Sohn, daß ich dein edles Herz verkenne? Wähnst du, daß ich einen Augenblick an deinen guten Vorsätzen zweifele?"

Nun, mein Vater! dann solltet ihr mich bedauern, sprach Morad. Die Vorsicht scheint mich in eine Gegend versetzt zu haben, wo dem edelsten Triebe meines Herzens oft Stillstand geboten wird. Hier giebt es wenig der Unglücklichen, der Dürftigen, die meine Milde, im ganzen Umfange des Wortes, vom gewissen Untergange retten kann. Eure Herzensgüte hat schon den Wohlstand manches heruntergekommenen Landmanns wieder hergestellt. Mir bleibt nichts, als die Segenswünsche zu hören, die euren ehemaligen Wohlthaten begleiten,

und doch weiß ich giebt es fern von uns manche Unglückliche, Darbende, die vielleicht der Hülfe vergebens entgegen sehen. —

Mit forschendem Blick hatte Sen-Abul seinen Pflegebefohlenen angehört. „Fürwahr!“ fiel er daher ein, „beinahe sollte mich deine Aeußerung befremden, Morad. Indeß deine Jugend und die deinem Alter eigene Lebhaftigkeit erklärt mir dein Verlangen, dir einen größern Wirkungskreis zu schaffen. Es ziemt dem Jüngling immer, mehr thun zu wollen als er kann. Glücklich ist daher der, welchem das Schicksal die Mittel vorbehalten, den höhern Wünschen seines Herzens durch die That genügen zu können, und sich um die Menschen das Verdienst zu schaffen, daß sie in ihres Gleichen den Schöpfer alles Guten erkennen.“

Doch mir hat das Schicksal diese Mittel versagt! Versetzte Morad. Dies wollt ihr mir ohnfehlbar, mein Vater, durch einen Wink andeuten.

„Nein! das will, das kann und darf ich nicht,“ sprach Sen-Abul mit Nachdruck. — „Glücklicher Jüngling! Dich hat das Schicksal ausersehen zu einem der Werkzeuge, die das Gute des Guten wegen üben sollen. Es hat dir die reichhaltigsten Mittel dazu verliehen. Mir sind sie anvertraut,

ich habe sie bewacht und dir so lange vorenthalten müssen, bis ich mich überzeugt habe: daß du sie deinem Berufe als Mensch gemäß, zu handhaben wissen wirst.

Morad stand betroffen. Er erwartete mit Zuversicht die fernere Erklärung Sen-Abuls.

„Mein Reichthum,“ fuhr der Alte mit ernster Milde fort, „ist meine Arbeit. Unterlaß ich diese, so bin ich arm. Dein Reichthum ist ein Schatz, der dir als Erbtheil von deinem Vater ward. Er vertraute mir ihn sterbend unter der Bedingung, dir ihn zu gewähren, wenn ich überzeugt bin, daß du ihn zu besitzen würdig seyst. Was verdient aber dein Wohlwollen nicht? — Dieser Schatz nun giebt dir nicht allein ein mächtiges Einkommen, wenn du ihn mit Ueberlegung anzuwenden weißt, sondern bist auch in seinem Besitze frei, kannst dich hinbegeben wo du willst, kannst selbst in der großen Welt wirksam seyn; dorthin begib dich. Auf dem Lande erscheint das Elend, die Nothdurft in einfacher Gestalt, da kann der mäßige Hauswirth helfen. Du bist berufen, in der Stadt, wo die Leiden der Menschen in tausendfältigen Gestalten erscheinen, wo jene durch ein Heer von Leidenschaften verfolgten Menschen sich einander oft

eine Plage sind, wo der Rechtliche oft unter dem Drucke des Mächtigen seufzet — zu wirken. Da wird deine Hülfe immer willkommen seyn, und deine Milde selten ausreichen. Dort wirst du nicht allein Arme, Darbende zu speisen, sondern Unglückliche, Unterdrückte zu trösten haben. Theurer ist die Arzney, welche den Trost schaffen, als die, welche den Hunger stillen soll. Dein Reichthum wird dich die kostbarsten Ausgaben bestreiten lassen. — Du stehest noch immer betroffen, blickst um dich her nach den dir verheißenen Schätzen? Denkst vielleicht schon darauf, wie du sie am zweckmäßigsten zu verwenden habest? — Jetzt genügt uns beiden Ruhe. Mit dem Anbruch des Tages werde ich mich beschäftigen, dir alles zu deinem großen Plane zu bereiten."

III.

Sen-Abul zog sich in sein Gemach zurück, und Morad eilte ebenfalls seinem Lager zu. Die Phantasie des Jünglings war so sehr mit den Bildern beschäftigt, die ihm der neue Wirkungskreis, in den er sich schon versetzt sah, darbot, daß er erst spät seine Augen schloß. Allein selbst im

Schlafe

Schlafe verfolgten ihn die süßen Bilder des Wohlwollens mit einer Lebhaftigkeit, die ihn oft weckte und endlich so zu sich kommen ließ, daß er dem Anbruche des Tages entgegen zu sehen sich entschloß. Er entfernte sich von seinem Lager und blickte ins Freie. Hoch hob sich sein Busen empor, als er hinter den Hügeln, welche die sich weit erstreckende Ebene begrenzten, den Morgenstral der Sonne hervorbrechen sah. Nun! denkt er, erwacht er bald, der Edle, mir die Seligkeit zu verkünden, die er mir bereitet hat. Heil ihm! meinem zweiten Vater, der mein Herz nach dem seinigen bildete, der in meinem Busen die himmlische Flamme des Wohlwollens aufregte, und Dank dir, Alla! der du ihn mir zum zweiten Vater ersehen. Kaum waren diese Gesinnungen dem Herzen des Jünglings entgangen, so eilte er dem Schlafgemache Sen-Abuls zu, dem Erwachen des Greises entgegen zu sehen. Indeß er fand ihn nicht allein schon in seinen Kleidern, sondern auch beschäftigt, die Baarschaften und Kleinodien, die Kaled ihm übergeben hatte, aus ihrem unterirrdischen Behältnisse hervorzuholen und sie alle um sich her ordnen zu lassen, um sie seinem Pflegebefohlenen auszuliefern.

Der Anblick so ansehnlicher Schätze war für

Morads Augen zu überraschend, als daß seine Blicke nicht daran hätten gefesselt werden sollen. Er staunte, er betrachtete. Ihn beschäftigte ihr äußerer Glanz mehr, als der Gedanke an das Gute, das er dadurch zu bewirken vermögen dürfte, und seine Empfindung stellt uns die Wahrheit auf, daß die glänzenden Reize der Glücksgüter es nur zu oft veranlassen, jeden guten Zweck, der dadurch erreicht werden könnte, zu unterdrücken und zu zerstören.

Nachdem Sen=Abul glaubte bemerkt zu haben, daß Morad hinlänglich seine Augen an den Kleinodien und dem Golde und Silber geweidet habe, trat er zu ihm: „Hier, Morad," redete er ihn an, „hast du nun alles unverletzt vor dir stehen was das Deinige ist. Mancher würde sich glücklich schätzen, der nur einen kleinen Theil davon besäße, doch am glücklichsten ist der, welcher es wohl zu verwenden weiß. Du nimmst nun dies Alles zusammen, kehrst in den Schooß der Hauptstadt zurück, die dich werden sah. Mögen nun meine Wünsche dich überall begleiten, dann wirst du dich so glücklich stets fühlen, als du es zu seyn verdienst!

Sen=Abul winkte darauf Omrah, einem der

umstehenden Sklaven. Dieser trat hervor. „Auch der,“ fuhr Sen-Abul fort, „ist dein, Morad. Er gehörte deinem Vater. Alle seine Eigenen hatte er verabschiedet, dieser einzige wollte ihn nicht verlassen. Er begleitete ihn und brachte dich und diese Schätze hier her; er war der einzige, der den Fesseln des Redlichen seine ihm dargebotene Freiheit opferte. Selten ist eine solche Tugend! Omrah ward ein Muster meiner Eigenen; ich misse ihn ungern, indeß entziehen darf, kann ich ihn dir nicht, er muß dich nach Istambul geleiten, du wirst seiner bedürfen.

Omrah warf sich zu Morads Füßen: „Herr!“ sprach er, „ein treuer Diener eures guten Vaters war ich, dies bezeugt Sen-Abul. Euch es stets zu seyn, das gebe Alla!“

Auf! rief Morad. Nicht dies sey Omrahs Schicksal, mir zu dienen; mir zu rathen, mir stets zur Seite zu seyn, mich zu halten, wenn ich auszugleiten Gefahr laufe, dies sey sein Beruf. Nur unter der Bedingung werd' er mein, begleit' er mich.

Während dieses Redewechsels räumten einige Sklaven, auf den befehlenden Wink Sen-Abuls, die umliegenden Schätze zusammen, verpackten sie

wohl und fest auf die herbeigeführten Kameele. Nach wechselseitigen Umarmungen und nicht ohne Rührung trennten sich Abul und sein Pflegebefohlener, und dieser trat nun, in Begleitung Omrahs, seinen Weg nach der Hauptstadt an.

IV.

Ungestört und ohne von irgend einem Vorfalle aufgehalten zu werden, legte Morad mit seinem Gefolge die Reise in zwei Tagen zurück. Am Morgen des dritten hielt er seinen Einzug in Konstantinopel. Omrah wußte allzuguten Bescheid, als daß eine lange Abwesenheit ihn den Weg nach Morads ehemaliger Wohnung hätte sollen verfehlen lassen. Er durchleitete seinen Gebieter einen großen Theil der Stadt, und in einem einsam gelegenen Theile derselben sah sich endlich Morad vor dem ehemaligen Wohnsitz seines Vaters. Das Haus war nicht prächtig und in die Augen fallend, aber fest und dauerhaft, so daß man bei Eröffnung und beim Eintritt in dasselbe, nach einer beinahe eilfjährigen Abwesenheit, alles in gutem und bewohnbarem Stande fand. Die Kameele wurden entlastet. Omrah brachte alles in Ordnung, traf

Anstalt, die ersten Bedürfnisse herbei zu schaffen, die der Haushalt erforderte, indeß Morad, von der Reise ermüdet, der Ruhe einige Stunden weihete.

Bei seinem Erwachen fand sich Morad nicht bloß von Omrahs Anordnungen, sondern auch mit einer wohlbesetzten Tafel überrascht. Sie war ihm sehr willkommen. Die Ruhe und die Mahlzeit gaben ihm seine auf der Reise verlohrne Munterkeit wieder, und sein erster Gedanke war nun, sich in der Stadt umzusehen, und einigen von seinen Verwandten und jugendlichen Freunden seine Gegenwart selbst anzukündigen.

Man muß sich nicht vorstellen, daß etwa Morads Eltern Fremdlinge in Konstantinopel waren; vielmehr stammten sie aus ansehnlichen und alten Familien her. Der Reichthum war ihnen nichts Seltenes, und nur der Mißbrauch, den Kaled oft in den Zirkeln seiner Verwandten und Freunden damit treiben sahe, die Quelle, die er, in seinen Augen, von manchen Thorheiten und Lastern ward, regte in ihm für seinem Sohn manche Besorgnisse auf, und veranlaßte ihn darauf zu denken, ihm nicht nur eine einfachere Erziehung zu verleihen, sondern ihm auch die Aussicht zu mancher größern

Bequemlichkeit zu verbergen. Alle seine Freunde hielten ihn für einen Sonderling. Man verlachte ihn mit seinen Grundsätzen. Nur er fühlte, daß er so handeln müßte, wenn er anders seinen Sohn nicht zu einem entnervten Wollüstling heranwachsen sehen wollte.

Kaled war längst von seinen Freunden und Verwandten vergessen. Man wußte, daß er sich mit seinem Sohne und seinen Schätzen zum Sen-Abul hinbegeben und dort sein Leben geendet hatte. Allein man kümmerte sich weder um Kaleds Sohn noch um seine Schätze. Mag der Sonderling jenseit des Grabes seine eigensinnigen Launen bereuen! Dachten alle. Man kann sich leicht denken, daß die Erscheinung Morads bei seinen Verwandten und Freunden etwas äußerst Auffallendes war; die Erziehung, die er genossen, die Sitten, die er angenommen, sein gewöhnlicher Anzug — alles dies stach so sehr gegen die allgemeine Haltung der höheren Stände der Hauptstadt ab, daß keiner seiner Verwandten oder Freunde sich überzeugt haben würde, er sey ein echter Zweig ihres ehrwürdigen Stammes, wenn Omrah nicht an seiner Seite gewesen wäre und, gekannt von allen, Morads Aussage Wahrscheinlichkeit verliehen hätte.

Die Jugend seiner Verwandschaft bildete um ihn einen Zirkel und betrachtete ihn vom Kopf bis auf die Füße. Keiner seiner Blicke entgieng ihrem Hohne. Eine jede Falte seines Gewandes ward gemustert, und er hätte hier Gelegenheit gehabt, an jeder Miene beinahe abzusehen, daß seine Verwandschaft nicht die willkommenste sey, wenn sein kurzer Aufenthalt in einem solchen Kreise seinem Blick eine gewisse Schärfe zu verleihen fähig gewesen wäre.

Morad begrüßte alle seine Verwandten und jugendlichen Freunde mit einer Herzlichkeit, und umarmte sie mit einer Innigkeit des Gefühls, die dem unbefangenen Gemüthe nur eigen seyn kann. Ein jeder Händedruck, den er gab, enthielt den Stempel seiner Anhänglichkeit. Aber er fühlte nicht, daß man ihm mit Gleichgültigkeit und Kälte alle seine Gefühle erwiederte.

Waren es die mächtigen Eindrücke, die auf ihn jene, von allen Seiten ihm entgegen strömenden neuen und auffallenden Erscheinungen machten, welche vor seinen Augen die Hauptstadt entfalteten; waren es die Menge ihm fremder Physiognomien, die sein Bewußtseyn bestürmten; oder war es vielmehr die bei den orientalischen Großen hin-

reißende Pracht, welche er bei seinen Verwandten und Jugendfreunden in vollem Maaße vorfand, die ihn so außer sich brachte. Genug, Morad wußte nicht, wie er empfangen ward. Er fühlte nur so viel, daß er in eine andere Welt versetzt wäre, wo er ein Fremdling sich zu seyn dünkte, und es regten sich in ihm die aufkeimenden Triebe, welche den dunkeln Wunsch in ihm bildeten, der Genüsse dieser bezaubernden Welt sich erfreun zu können.

V.

Was Morad nicht sah und fühlte, das ward Omrah'n zu Theil. Er, der von seiner Jugend an um Kaled war, von ihm in allen Geschäften gebraucht ward, und oft Gelegenheit hatte, die Reichen in der Nähe zu beobachten, bemerkte mit nicht wenigem Unwillen die Kälte, mit welcher seinem Gebieter begegnet ward. Er war stolz darauf, in Morads Dienst zu seyn, und es kränkte seiner Eigenliebe, wenn er die Ansprüche, die Morad in Rücksicht seiner Geburt und seines Reichthums zu machen hatte, verletzt sahe.

Als Morad daher der Reihe nach bei seinen Verwandten und Freunden sich vorgestellt hatte,

und in Begleitung Omrahs auf seinem Rückwege nach Hause begriffen war, drang diesen treuen Diener das Gefühl erlittener Beleidigung zum Lautwerden.

„Wie gefallt ihr euch, mein Gebieter, in dem Kreise eurer neuen Bekanntschaften?“ fragte er.

Gut! recht gut! entgegnete Morad. Ich denke, daß es mir einst noch besser gefallen soll.

„Und ich wünsche es,“ fügte Omrah mit Nachdruck hinzu.

Wie glaubst du —? fragte Morad betroffen.

„Ich glaube,“ fiel Omrah ein, „daß wenn ihr manches so gesehn und gehört hättet, wie es mir vor Aug' und Ohr' gelegt worden, ihr gewiß von der ganzen Sippschaft eurer Verwandten und Freunde nicht mit solcher Zuversicht geschieden wäret.“

„Gesehen! gehört! du?“ sagte Morad.

„Ich mag euren Unwillen nicht reizen,“ fuhr Omrah fort. „Was euch wiederfahren ist, kommt jedem Wesen vor, das in den Kreis einer fremden Gattung sich verirrt. Erscheint ein Städter auf'm Lande, so wird er begafft, bewundert; kommt einer vom Lande unter die Städter, so wird über ihn

mit höhnendem Achselzucken hinweggesehen. Das letztere ist euch wiederfahren."

Mir? rief Morad.

„Und das verdrießt mich," sprach Omrah. „Euch, des edlen Kaleds Sohn, dessen Geburt und Stand hohe Achtung verdienen, darf dies unter meinen Augen nicht mehr wiederfahren. Man hält euch für einen vornehmen Bettler."

Beinahe erschien ich mir in diesem glänzenden Zirkel selbst so, fügte Morad treuherzig hinzu.

„Daß ihr allen so erschient, dies kränkt mich," erwiederte Omrah." Ihr sollt euch geltend machen. Bei eure Glücksgütern stehet ihr keinem aus diesem glänzenden Kreise nach. Morgen am Tage treffet ihr Anstalten, anders erscheinen zu können. Diesen plumpen Landmannsanzug sollt ihr gegen die Bekleidung eines edlen Städters vertauschen; eure Wohnung sollt ihr vergrößern, eure Sklaven vermehren und eurem Haushalte ein würdigeres Ansehen geben. Hierzu müßt ihr mich schon morgen beauftragen, das seyd ihr eurem Stande, euren Vorfahren schuldig; dies fordert von euch eure Ehre, euer Gewissen. Und dann will ich die Schmach rächen, die in euch den edlen Kaled traf.

Omrahs Worte waren zu sehr mit der Stim-

mung verwandt, in welche Morad's Gemüth versenkt war. Wenn er die strenge Lebensweise, an welche er beim Sen-Abul gewöhnt war, noch einige Zeit verfolgt hätte, so würde es mehr aus Zurückhaltung gegen Omrah, als aus Neigung dafür geschehen seyn. Allzutiefen Eindruck hatte auf ihn die Pracht, der Glanz und das üppige Benehmen seiner neuen Bekanntschaften gemacht, als daß ihm Omrahs Aeußerungen nicht an und für sich hätten willkommen seyn sollten. Er stand um so mehr nicht an, ihnen seinen vollen Beifall zu geben, da Omrah in ihm den Gedanken beseelte: daß er, seines Vaters wegen, sich zur Wahl einer kostspieligern Lebensart zu bequemen verpflichtet sey.

Der tiefe Eindruck, den Omrahs Worte auf Morad gemacht hatten, versetzte ihn in einen Gedankentaumel, der ihn nicht zu Worten kommen ließ, als bis er an die Thürschwelle seiner Wohnung war. Er richtete sein Auge auf dieselbe und begann endlich: „Du hast Recht, Omrah, dies Haus ziemt sich nicht für Kaleds Erben. Wir beziehen morgen ein anderes. Ich muß mehr Geräusch um mich sehen. Es ist alles so stille darin wie in einem Grabe, wir schaffen uns mehrere

Sklaven an. Diese meine Gewänder — ich glaube du hast Recht, Omrah, man hält mich für einen Bettler — sonst würden die Unglücklichen, von denen Sen-Abul mir in der Hauptstadt ein Heer anzutreffen versprach, sich schon mehr nach mir gedrängt haben. Ich merke, um in der Hauptstadt ein guter Mensch zu werden, muß man auch ein eitler Mensch seyn. Nun morgen, morgen, Omrah! sollst du Hand anlegen, uns angenehmere Stunden zu schaffen.

Morad war noch etwas von der Reise ermüdet. Er sehnte sich nach einiger Ruhe und eilte daher seinem Nachtlager zu. Ihn beschäftigten die sich in seiner Seele durchkreuzenden Vorstellungen von Glückseligkeit, die er von seinen neuen Einrichtungen erwartete, indeß Omrah seiner Seits hin und her sann, wie er seine beim Anbruche des Tages beginnende Geschäfte mit Ordnung und Schnelligkeit besorgen möge.

VI.

Der Morgen verrieth sich kaum am Horizont, so war Omrah auf den Beinen. Seinen ersten

Weg nahm er zu einigen Kaufleuten und Handwerkern, die den edlen und reichen Orientaler der Hauptstadt mit den kostbarsten Zeugen und Stoffen Indiens und Persiens, und den schönsten Damascener Klingen und Dolchen zu versehen pflegen. Von diesen begab er sich nach den volkreichsten und wohlgelegensten Gegenden der Stadt, um sich nach einer bequemen und Morads Stande angemessenen Wohnung umzusehen, darauf wandte er sich nach dem Sklavenmarkte, um die für den orientalischen Haushalt nöthige Dienerschaft zusammen zu bringen.

Omrahs Geschäftigkeit zog die Aufmerksamkeit der Menge auf sich, die in einer großen Stadt stets auf der Lauer steht, einen Vortheil zu erhaschen. Seine Art zu fragen, zu fordern, zu handeln, zu bieten und zu kaufen fiel Jedem auf, und schien allen einen Menschen zu verrathen, der seine Aufträge für einen Mann von Ansehn besorgte. Man ward neugierig, man fing ihn an zu fragen, und trotzig erwiederte er: ich bin Morads Geschäftsträger!

„Morad? Wer ist das?" fragte jeder.

Habt ihr Kaled Beki vergessen? fiel Omrah dann verdrossen ein.

„Der brave Kaled Beki!“ riefen die schlauen Verkäufer.

Nun! Dessen Sohn ist gestern angelangt, fuhr Omrah fort. Er hat seinen Aufenthalt in der Stadt gewählt; ich besorge ihm seine Einrichtungen. Jetzt laßt mich — es fehlt mir an Zeit.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich nun unter Kaufleuten, Wucherern und Mäcklern die Nachricht von der Ankunft Morads. Man sprach von seinem Einkauf, von den kostbaren Einrichtungen seines Haushalts, und jeder freuete sich, daß Kaled Bekis Reichthum dem Erwerbfleiße der Hauptstadt größere Aufmunterung schuf.

Diejenige Gattung von Menschen, die ihr Wesen den Tag über in den Häusern der Großen treiben, verfehlten auch nicht, unter diesen die Nachricht von Morads Ankunft zu verbreiten. Seine Verwandten und Freunde vernahmen mit Erstaunen, daß die Ankunft eines so simpeln, anspruchlosen und vielleicht verarmten Fremdlings unter Menschen ein Aufsehen machte, die jeden nur nach den Aussichten, die ihr Eigennutz haben dürfte, zu schätzen wissen. Allein dies Räthsel lösete sich ihnen bald.

In Morads Wohnung blieb es auch nicht sehr

ruhig. Kaum trat er aus seinem Schlafgemache, so kamen ihm schon die Krämer und Arbeiter entgegen, die der geschäftige Omrah ihm zusendete. Sehen und kaufen war bei ihm eins. Kein Preis war ihm zu hoch; und ehe noch der Mittag herankam, war Morad mit allem dem reichlich versehen, was ein orientalischer Großer in seinem Anzuge Schönes und Edles zur Schau auslegen kann.

Er war eben beschäftigt, alle die Kleidungsstücke, die er aus der Provinz mitbrachte, von sich zu werfen und sich in einige der eben erkauften zu hüllen, so trat auch Omrah, müde und erschöpft, zu ihm ins Gemach. „Gelobt sey Alla!“ rief er, und fiel auf ein Polster hin. „Das hat mich des Laufens und Redens gekostet. Endlich hab' ich alles ins Reine. Sobald ihr angekleidet seyd, mein Gebieter, werde ich euch nach eurer neuen eingerichteten Wohnung begleiten; dort werdet ihr alles vorfinden, was euch geziemt, und ich hoffe, daß ihr mir euren Beifall nicht versagen werdet.

Morad war ein schöngewachsener und wohlgebaueter Jüngling; der treffliche Anzug hob seine Reize in solchem Grade, daß er sich selbst sehr zu gefallen schien. Und diese Lage, in welche sein Herz ohne sein Zuthun versetzt ward, belebte in

ihm jenen Grad von Eitelkeit, der seiner bisherigen Denkart gleichsam zur Folie diente. In ihn war nunmehr der Keim gelegt, der ihn nicht zum verdorbenen aber verwöhnten Menschen machte. Er erhielt keine Anlage, irgend ein Laster zu begehen, aber er ward das Werkzeug desselben, durch die Verblendung die ihm ward.

Nett und edel gekleidet stand nun Morad vor Omrah. „Wie gefällt dir nun dein Gebieter, Omrah?" sprach er in einem höchst wohlgefälligen Tone.

Schön! trefflich! rief Omrah, so macht ihr eurer Geburt Ehre; man merkt's euch gleich an, daß ihr zu solchem Anzug gebohren seyd.

„Meinst du?" fiel Morad lächelnd ein. „Nun so laß dich umarmen, Omrah; du bist ein trefflicher Rathgeber, und sollst es mir auch immer bleiben."

Bald werdet ihr erfahren, fügte Omrah hinzu, daß es sehr auf die Art ankommt, wie man unter den Großen erscheint, um sich Achtung zu schaffen. Jetzt nach eurer neuen Wohnung. Ihr werdet nun ein Haus mitten unter den Großen inne haben. An innerer Zierde, an Sklavenzahl wird es den

es

es umgebenden Häusern nichts nachgeben, und ich hoffe, daß eure Verwandten und Freunde gegen euch nun zudringlicher seyn, und mit zuvorkommenderem Wesen eure Gesellschaft suchen werden.

VII.

In Begleitung Omrahs trat nun Morad seinen Weg an. Sein edler Wuchs, seine nette Bekleidung, zog das Auge der Menge auf sich. Ein jeder sah in ihm einen Jüngling vom Stande, und Omrah, der in bescheidener Entfernung hinter Morad herging und ihn nur den Weg rechts oder links zu nehmen erinnerte, fand sich von allen Seiten mit Fragen über den Namen und die Herkunft seines Gebieters behelligt.

Mit einer angenommenen Würde beschied Omrah den Haufen der Frager.

Das gemeine Volk zählte freilich Kaled nicht unter seine Edlen, denn er wohnte an einem von ihm selten belagerten Winkel der Stadt, zeigte sich nie mit einem Aufwand und einer Pracht, die in die Augen fiel. Er ließ zwar keinen wahren Dürftigen von seiner Thüre wegscheuchen, allein er prangte nie vor dem Abschaum des Volkes mit

seiner Milde. Troß dem allen flößte doch der Anblick Morads Ehrfurcht ein. Der Troß der Müßiggänger und Bettler ward um ihn von Straße zu Straße größer. Alle waren neugierig zu erfahren: woher der edle Fremdling kam, wohin er ging.

Endlich kam man nach einem der schönsten und geräumigsten Plätze der Hauptstadt, Omrah winkte einem nicht fern stehenden Sklaven: man öffnete die mächtigen Pforten eines geräumigen Pallastes, und Morad trat herein; ihm folgte Omrah. Die Pforten wurden wieder geschlossen und der neugierige Haufen stand, gaffte, und verlohr sich allmählig.

Mit Staunen blickte Morad im Innern seines neuen Wohnhauses umher. Alles was der Orient an Bequemlichkeiten fürs menschliche Leben schuf, fand hier seine Stelle. Keinem der kleinsten Gemächer fehlte es an geschmackvoller Pracht, und eine dem Umfang des Gebäudes angemessene Zahl von Sklaven erwartete, bei jedem Schritt, die Befehle ihres neuen Gebieters.

Kaum hatte Morad seine Neugierde befriedigt, so nahete sich ihm Omrah. „Du hast alles," redete er ihn mit einem gefälligen Blick an, „fein und wohl geordnet, lieber Omrah. Ich glaube,

daß ich nun in der Hauptstadt denjenigen Standpunkt angenommen habe, der meinem Reichthum angemessen ist."

Ich stehe euch dafür, entgegnete Omrah, noch vor Sonnenuntergang werdet ihr euch augenscheinlich noch mehr davon überzeugen.

Omrah hatte Recht. Er kannte die Großen und Reichen, die in einem jeden ihrer Schritte und Bewegungen nur ihrem Hang zur Eitelkeit genügen wollen. Kaum verbreitete sich am andern Morgen bei einigen Großen die Nachricht, welche kostbare Einrichtungen Morad für seinen Haushalt getroffen; kaum gab ihnen der alles vergrößernde Mund der Krämer und Mäckler einige Winke von den großen Schätzen, in deren Besitz Morad seyn müsse, so wurde seine Person an ihren Mittagstafeln ein mächtiger Gegenstand ihres Gesprächs, und die Angesehensten und Edelsten hielten sich nun verpflichtet und verbunden, ihren neuen Lebensgenossen in der Form Willkommungsbesuche abzustatten.

Omrah vergaß indeß nicht, die Tafel seines Gebieters auf eine seinen übrigen Einrichtungen angemessene Weise zu bestellen. Keine der Leckereien, die auf der Tafel eines orientalischen Gro-

ßen Platz finden, fehlte an dem ersten Mittagsmal, das Morad, freilich nur in der Gesellschaft Omrahs, in seiner neuen Wohnung einnahm, und das er sich sehr wohl schmecken ließ. „Heute leert ihr einsam und allein eure Schüsseln,“ sagte ihm Omrah, „so, denk' ich, wird's morgen nicht seyn. Ihr werdet täglich eingeladen werden, oder eure Gäste haben müssen. Darauf bereitet euch vor.“

Morad zog sich in sein Schlafgemach zurück, um einiger Mittagsruhe zu pflegen. Die trefflichen ausgebreiteten Teppiche und elastischen Polster luden ihn zu einem sanften Schlummer ein. Es war eine kleine Stunde kaum verflossen, so störte ihn Omrah schon auf.

„Ihr habet Besuch, mein Gebieter,“ sprach er. „Geschwind! richtet euch auf, bringet euer Aeußeres in Ordnung, ihr werdet erwartet.“

Einige Sklaven waren nun um Morad beschäftiget, und geleiteten ihn endlich aus seinem Schlafgemach zu den Angekommenen.

Mit ausgebreiteter Linken kamen ihm einige seiner Jugendfreunde entgegen. Wohlwollend empfing sie Morad. Alles, was die orientalische Höflichkeit befiehlt, wußte Omrah herbeizuholen, um den Ansprüchen der Gäste zu genügen,

als auch Morads Würde in ihren Augen fest zu gründen.

Mit Erstaunen gewahrte Morad, daß der Troß der Fremden allmählig sich vermehrte, und daß für die Menge der Ankommenden in den nächsten anstoßenden Gemächern kaum hinreichender Raum blieb. Verwandte, Freunde seines Vaters, drängten sich mit ihrem Gefolge zu ihm, und boten ihm ihre Freundschaft, ihre Dienste an. Keiner der Jünglinge, welchen Reichthum und Geburt erlaubte, in den Zirkel der Großen zu treten, und welche sich erinnerten, in ihrer Jugend mit Morad in irgend einiger Verbindung gelebt zu haben, blieb aus, um mit dem neuen Ankömmling und Genossen der Lebensfreuden den Freundschaftsbund zu knüpfen. Von allen Seiten hörte Morad die Worte, Freundschaft, Ergebenheit so oft ertönen, daß er die Hingebung selbst ward. Man bewunderte und staunte sein liebes, edles und treuherziges Benehmen an. Welchen lachenden, frohen Anblick gewährte ihm heute der Zirkel, der erst jetzt ihm gestern ganz fühllos und kalt gegen die Einladungen seines Herzens gewesen zu seyn schien. Man war nicht stumm, zurückhaltend oder kurz, und je zahlreicher der Kreis ward, desto unbefangener nahm man sich.

Erfrischungen und Leckereien aller Art machten alles beredter und fröhlicher, so daß Morad sich in eine Region versetzt zu seyn hielt, welcher er sich im Paradiese zu erfreuen wähnte. Die Stunden flogen ihm wie Augenblicke dahin, und es war schon tief in der Nacht, als ihn der Troß der Fremden, nach tausendfältigen Begrüßungen, unzähligen Versicherungen der Anhänglichkeit, und unendlichen Erinnerungen ihrer eingedenk zu seyn, mit einem Geräusch verließ, der seinem Berufe zum Großen einen neuen Anstrich gab.

Das Gewühl, das Geräusch, in welches sich Morad den ganzen Abend versetzt fand, schuf ihm einen ganz ungewohnten Zustand. Es zerstreuete ihn so, daß Omrah, nachdem er alle Fremden dem Anstande gemäß hatte begleiten lassen, und zu seinem Gebieter zurückkehrte, ihn in eine gewisse Gedankenlosigkeit versenkt fand.

„Was fehlt euch, mein Gebieter?" fragte er Morad.

Nichts, nichts! guter Omrah, erwiederte dieser; etwas Ruhe scheint mir nöthig.

„Ihr müßt euch gewöhnen," fuhr Omrah fort, „von eurer nächtlichen Ruhe nach und nach einen Theil abzubrechen. Ein früher Schlaf ist

eurer Würde nicht mehr gemäß. Die Morgensonne etwa so begrüßen wollen, wie ihr es beim Sen-Abul gewohnt wart, davon laßt euch nichts träumen; diese Zeit ist für euch vorüber. Der Reiche und Große liebt den Glanz, die Pracht. Der milde Strahl, mit dem die Morgenröthe den Landmann ergötzt, genüget jenem nicht; er begrüßt die Sonne nur dann, wenn sie in ihrem Flammenfeuer sich zeigt. — Ihr werdet, mein Gebieter, oft noch später erst der Ruhe entgegen eilen können. Das verkünde ich euch. Ihr seht, was ich bis jetzt vorher sagte, traf auf ein Haar ein."

Wohl wahr, lieber Omrah, versetzte Morad, auf ein Haar!

„Die Großen," fügte Omrah hinzu, „das pflegte mir auch oft euer lieber Vater zu sagen, gleichen den Marionetten. Weiß man den Faden zu fassen, an welchem ihr ganzes Gliederwerk angereihet ist, so könnt ihr sie nach Gefallen, und wie es euch behagt, in Bewegung setzen."

Guter Omrah, rief Morad, du wirfst mir hier kein tröstliches Licht auf meine neue gewählte Laufbahn.

„Ich lobe sie nicht," entgegnete Omrah, „wahrlich nicht! Wenn es euch gefällt, mein Ge-

bieter, so ziehen wir gleich wieder in den abgelegenen Winkel der Stadt zurück, verabschieden zugleich den Troß der Sklaven. — Mein Zweck ist erreicht. Ich habe den Großen gezeigt, daß es dem Sohne des edlen Kaleds eine Kleinigkeit ist, ihnen gleich zu kommen. Mehr wollte sich nicht. —"

Mehr nicht. —

Hier fielen dem guten Morad die Augen zu. Einige Sklaven trugen ihn sorgfältig auf sein Nachtlager, und dort versank er in einen Schlaf, aus welchem er erst am späten Morgen erwachte.

VIII.

Kaum begrüßte Morad den folgenden Tag, so erschien Omrah.

„Ich merke mein lieber Omrah," begann Morad, „daß man hier im Hause sehr behaglich ist. Ich dächte wir blieben. Mir gefällt es so, dies Leben. Es kann seyn, daß es seine Schwächen hat, vielleicht kann ich ihnen ausweichen. Den Sonderling mag ich überhaupt nicht spielen. Wenn ich jetzt zurückträte, könnten meine Freunde und Verwandten entweder wähnen, daß ich ihnen

mitzuspielen dächte, oder glauben, daß ich sie verachten oder betrügen will.

Omrah merkte, daß Morads Einbildungskraft einer Lebensart Geschmack abgewonnen hatte, für welche er ihn keinesweges empfänglich glaubte. Sollte er ihm jetzt widersprechen, so mußte er besorgen, sein Vertrauen zu verlieren. Er hielt es also für rathsam, seinen Gründen Beifall zu geben, um einst für den guten Vorsatz schickliche Gelegenheit zu erhalten, seinen Neigungen eine andere Richtung zu schaffen.

Guter Omrah! dir geht es mit deinen guten Vorsätzen, wie manchen deiner Art. Du besitzest allzuwenig Selbstständigkeit, sie immer fest zu halten, und als dein Ziel dir aufzustellen; du verlierst sie aus den Augen, wenn du mit der großen Menge in dem brausenden Strome der Leidenschaft dahin gerissen wirst. Du kennst den Weg zum Rechtthun wohl, allein vergißt nur allzuoft, ihn aufzusuchen.

Eben war Morad begriffen, sein Frühstück zu sich zu nehmen, so traten auch schon einige seiner jugendlichen Freunde zu ihm herein. Unter ihnen führte Elimar der Sohn Mustaphs das Wort: „Auf Morad!" rief Elimar, „bereite dich zu ei-

nem Mahle. Ich habe den Auftrag von meinem Vater, dich bei ihm einzuführen. Wir bewirthen heute Ezad Paschas Sohn. Mach', wirf dich in die Kleider.

Ohne ihm zu widersprechen, winkte Morad einigen Sklaven, mit denen er sich in ein entferntes Gemach zurückzog, um sie mit seinem Anzuge zu beschäftigen.

Elimar konnte und wollte die Rückkehr Morads nicht erwarten. Er verließ daher mit seinen übrigen Genossen Morads Wohnung, und ließ daselbst einen gewissen Osman zurück, der Morad zum Mustaph hinbegleiten sollte. Ein Auftrag, der Osman sehr willkommen war.

Osman war einer der Menschen, die sich in die Häuser und Zirkel aller Großen und Reichen einzudrängen wissen und diejenigen Plätze in ihrem Kreise und an ihrer Tafel ausfüllen, die man in dem jugendlichen Zeitalter der Gesellschaft, den armen Wanderern und unglücklichen Verfolgten anzuweisen pflegte. Er war einer jener Menschen, die durch ihre Späße und Schwänke die Langeweile der Großen zu vertreiben sich bestreben, und indem sie einem jeden ihrer Schritte den Stempel der Unbefangenheit aufzudrücken suchen, keinen

Winkel jedes Haushalts unbelauscht und unbehorcht lassen — kurz, einer jener Menschen, die man in der großen Welt — Hausfreunde nennt.

In Istambul lebte eine Menge der Art. Es sind mehrentheils Geschöpfe, die an jedem Beruf scheitern, zu welchem es ihnen an Geist, Herzen oder Mitteln fehlt. Mit dem wenigen, was sie aus den ersten Zeiten ihrer Anstrengung retten, wissen sie sich in den Zirkeln der Großen das Ansehen von Witzlingen und Ueberklugen zu schaffen. Sie erzählen in dem einen Hause, was sie in dem andern gesehen; loben an der Mittagstafel das, was sie beim Frühstück verläumdet, und verschwenden Beifall und Tadel, nach Mehrheit der Stimmen.

In Mustaphs Hause fehlte es nicht an Geschmeiß der Art; und ein Geschöpf des Schlages war es, das Morad jetzt zum Führer ward.

Der Ruf von Morads neuem eingerichteten Haushalte hatte auch schon unter diesen Orden sich verbreitet. Jeglicher aus demselben wünschte bereits in seinem Herzen eine Aufnahme darin gefunden zu haben, und Osman war es vom Schicksal gleichsam am ersten beschieden, Gelegenheit erhaschen zu können, mit Morad nicht allein in Be-

kanntschaft zu gerathen, sondern auch auf eine sonderbare Weise ihn für sich einzunehmen, sich seines Vertrauens zu bemeistern, und sich den Zutritt in sein Haus auf die Folge zu eröffnen.

Morad kehrte nun mit Anstand und Würde in einer schönen und saubern Bekleidung zurück, und gewahrte bloß Osman in seinem Zimmer. Dieser merkte einiges Befremden an ihm, und kam daher Morad mit den Worten zuvor: „Ihr verzeihet, ich habe den Auftrag von eurem Freunde Elimar, euch zu seinem Vater zu begleiten.“

Ohne zu antworten oder zu verweilen, trat Morad seinen Weg an. Osman folgte ihm und wich nicht von seiner Seite. Mit scharfem Blick musterte er den Fremdling; es entging ihm nicht, daß die jugendliche Seele desselben noch eines jeden Eindruckes fähig war. Sein Aeußeres gab das Bild der Unbefangenheit, und Osman bot alle Kunst auf, durch sein Benehmen sie nicht zu stören. Endlich suchte er, um sich der Denkart Morads nähern zu können, durch einige Aeußerungen ein Gespräch anzuknüpfen. Bald verbreite er sich über den Umfang Konstantinopels, bald über die große Menschenmasse dieser Stadt, über die Pracht ihrer Moscheen, das romantische ihrer Lage.

Morad schien ihm aber keine große Empfänglichkeit für seine Unterhaltung zu verrathen; seine Seele war noch zu sehr in einen wogenden Taumel von den mancherlei auf ihn wirkenden Eindrücken versetzt. Kein Gegenstand haftete noch in ihm fest. Er überließ sich jedem Eindruck, den er empfing, und verlohr ihn bald, oder ließ ihn auch von jedem andern wieder verdrängen.

IX.

Morads Person, sein edler Anstand, vereinigt mit der saubern Bekleidung, welche er angelegt hatte, zog die Aufmerksamkeit vieler Vorübergehenden auf sich. Vorzüglich hatte Osman Gelegenheit zu bemerken, daß die meisten Frauenzimmer aus ihren Mammerahs mit festem Blick ihn verfolgten, und ob er es gleich nicht wagte, Morad hierauf aufmerksam zu machen, so gab ihm doch das Ohngefähr Gelegenheit, hierdurch einen ebenen Weg zu dem Vertrauen Morads sich zu bahnen.

Osman schien unbekümmert an der Seite Morads seines Weges fortzuschreiten, und er war eben im Begriff, in die Straße einzulenken, in welcher Mustaphs Wohnung war, als er ein Paar

verhüllte weibliche Geschöpfe vorbeistreifen sah. An dem Wege, welchen die beiden Frauenzimmer nahmen, und an einigen äußern Merkmalen, erkannte Osman sogleich Selima, die einzige Tochter Mustaphs, in Begleitung einer ihrer Sklavinnen. Osman glaubte hier Gelegenheit zu haben, an Morad, ohne daß es ihn befremden dürfte, eine neue Seite seiner Denk- und Empfindungsart zu enthüllen, und er machte ihn daher auf Selima aufmerksam.

Allein Selima war tief in ihrem Mammerah verhüllt, kein Sterblicher gewahrte ihre Reize. Kaum sechszehn Jahre zählte sie. Ein schönes Aug', ein voller Busen, ein edler Wuchs, eine blendende Weiße bildeten den Hauptumriß dieser morgenländischen Schönheit. Mit ihrer bezaubernden Stimme vermochte sie die zartesten Empfindungen ihres Herzens zu beseelen, und in ihren Aeußerungen verrieth sie eine Bekanntschaft mit den edelsten Weisen des Orients, die ihrer Empfindsamkeit eine gewisse Stärke verlieh. So war Selima.

Noch hatte die Natur sie sich selbst überlassen, sie war nur mit sich beschäftigt. Kein Jüngling war bis jetzt so glücklich, in Selima diejenige Seite zu berühren, welche in jedem weiblichen

Herzen für ihre Bestimmung Empfänglichkeit hervorruft. Morad schien die Natur dies Glück vorbehalten zu haben. Kaum erblickte ihn Selima, so erwachten in ihr alle zärtlichen Regungen ihres Herzens. Gefesselt ward ihr Aug' an ihn. Wenige Minuten hielt sie mit ihrem Schritte ein, und hätte vielleicht länger eingehalten, wenn das Gefühl der Schicklichkeit den sanften Rausch ihres Herzens nicht gestört hätte.

Obgleich der bloße Umriß eines Weibes für einen Jüngling, der im Zirkel der großen Welt tritt, mehrentheils der erste Gegenstand zu seyn pflegt, den er seiner Musterung würdiget, so dürfte dies doch bei Morad nicht der Fall gewesen seyn. Noch hatte sein Geist sich nicht in seiner Wirksamkeit solche bestimmte Richtungen gegeben, daß er auch dem Weibe eine vorsätzliche Aufmerksamkeit widmen konnte. Er schwelgte noch in den Regionen des Genusses umher, was ihm gereicht ward, genügte seinem Herzen und bestimmte seine Seele. Selbst Osmans Wink schien Morads Auge wie ein Ungefähr nur auf Selima zu leiten. Ihr Feuerblick warf zwar einen Funken in seinen unbefangenen Busen; er fühlte es aber nicht; er entgegnete nicht ihrem Blicke mit jenem Wink, den die

Liebe schafft. Selima fühlte sich nicht gekränkt, weil er von ihr nicht vorsätzlich oder im Gewande der Koketterie ihm zugeworfen ward, sondern ihr nur unwillkührlich entfuhr.

Kaum traf sie aber Morads Blick, so faßte sie größere Schritte, und diese veranlaßten es, daß, als sie nicht fern noch von ihrem väterlichen Hause war, sich der Mammerah von ihrem Haupte rückte. Sie wandte sich nach ihrer Sklavin, winkte ihr zu, ihn in Ordnung zu bringen, und hier hatte Morad Gelegenheit, Selima in der Glorie ihres Reizes zu erblicken.

Nur wenige Augenblicke ward ihm dieses herzliche Schauspiel, denn der Mammerah verhüllte bald die Reize; allein es ließ in Morad einen Eindruck zurück, der sich ganz in seinem Aeußern verrieth. Selbst Selima merkte es; sie warf noch einmal, ehe sie sich vor seinen Augen verlohr, ihren Blick ihm zu.

Man kann leicht denken, daß Osman von unserm Helden kein Auge wandte, und ihm der Eindruck daher nicht entging, den Selima auf ihn machte. Er glaubte nun die Gelegenheit nicht vorbeigehen zu lassen, Morads Herzen näher zu kommen.

„Ihr

„Ihr theilt mit mir, edler Morad!“ begann er, „die Bewunderung, in welche Selima's Reize jeden Mann von fühlbarem Herzen setzen müssen. Unter Orients Schönheiten ist Selima gewiß eine mit von den ersten.“

Morad erwachte bei diesen Worten wie aus einem tiefen Schlummer. Er dachte keinesweges daran, daß Osman bei ihm war. Er sah' ihn stier an. Endlich nimmt er sich zusammen, und nun fühlt er die süße Täuschung gestört, in welche ihn seine Sinne versenkt hatten. Jetzt erst gewahrt er, daß er für Selima etwas empfunden hatte, das ihm, bei seinem wiedererlangten Bewußtseyn, entrissen zu seyn schien, und nun fühlte er sich erst von einem Gegenstande getrennt, der alle seine Gefühle beschäftigte. Ein leeres Sehnen nach dem reizenden Bilde bleibt ihm zurück — der Keim unverlöschlicher Liebe.

Von der befremdenden Miene Morads ließ sich Osman, nach Art seiner Zunftgenossen, nicht irre machen. Er war darauf vorbereitet, und sie zu verscheuchen, das gehörte zu seinem Plane. Nach einer kleinen Pause nahm er daher wieder das Wort.

„Was ihr, edler Morad! jetzt an Selima be-

wundern könnt, sind die Reize, die eure Augen beschäftigen. Ich bin kein Fremdling in ihres Vaters Hause, ich hatte auch oft Gelegenheit, sie zu sehen, und ich kann euch versichern, daß ihre körperlichen Reize, so bezaubernd sie erscheinen mögen, sich ganz vor euch verlieren dürften, wenn ihr Gelegenheit hättet, die himmlischen Kräfte ihres Geistes zu bewundern. Man opfert gern einen Theil von dem auf, was das Auge an ihr Himmlisches erblicken läßt, wenn man sie sprechen hört, wenn die himmlischen Gesinnungen ihres Herzens ihren Mund beseelen, und ist ganz hingerissen, wenn sie durch Gesang und Spiel das Ohr bezaubert.

Nichts wirkt stärker auf das Herz eines fühlbaren Jünglings, als wenn, angezogen von den Reizen eines Weibes, seine Einbildungskraft zugleich die höhere Stimmung erhält, sie von Wohlwollen und Herzensgüte sich belebt zu denken. Es war daher natürlicher Erfolg, daß jener Eindruck, den Selima auf Morad gemacht hatte, durch die Rede Osmans ein Leben und einen Geist erhielt, der in Morads Busen den Funken der Liebe zur lodernden Flamme anfachte. Sein Auge funkelte, seine Wange röthete sich, seine Stirn schlug eine Falte der Verlegenheit, und ein tiefer

Seufzer verrieth, was in seinem Innern vorging.

Morad war zu voll von Empfindung, als daß er Osman etwas erwiedern konnte. Ein stilles Lächeln und ein sanftes Kopfnicken war alles, was er statt der Antwort endlich von sich gab.

Osman merkte, daß er in Morads Seele sprach, und er nahm daher wieder das Wort: „Glücklich ist einst der Mann, der in den Besitz dieses Kleinods sich zu setzen weiß. Den Thron schlüg' ich aus, wenn mir zwischen ihm und Selima die Wahl gegeben würde. Ich kann Selima nur bewundern. Mir hat das Glück die Mittel versagt, die Tochter Mustaphs dereinst mein nennen zu können. Aber euch Morad — wünscht sie euer Knecht von Herzen."

Bei diesen Worten traten sie in Mustaphs Wohnung.

X.

Noch nie war Morad so überrascht worden. Alles was die Sinne nur reizen konnte, war hier vereinigt, und der erste Eindruck, den Morad empfing, war für ihn stark genug, sich ganz hin zu geben.

Gesang, Spiel und Gaukeleien aller Art, wechselten in einer Reihe von Zimmern ab, und jene Leckerbissen, die den verwöhnten Gaumen kitzeln, waren hier überall in Fülle vorhanden.

Elmiar kam Morad sogleich entgegen. Er ließ ihm nicht Zeit, sich mit dem allen jetzt zu beschäftigen, sondern zog ihn mit sich durch die Haufen der Gäste bis ins hinterste Gemach, wo sich der alte Mustaph mit einigen seiner Freunde zusammenhielt, und der Ankunft des Ezad Pascha Sohn entgegen sah. Mit zuvorkommender Freundlichkeit empfing der Alte seinen unbekannten Gast. Er reichte ihm seine Linke, äußerte ihm, wie angenehm ihm die Gegenwart des Sohnes eines Mannes sey, mit dem er einst in beträchtlichen Handelsverbindungen gestanden war.

Mustaph war ein Mann von vieler Welt, der sich aus dem niedrigsten Stande empor gearbeitet und ein solches Zutrauen sich erworben hatte, daß einige Paschas, worunter Ezad Pascha von Alep oben an stand, ihm alle ihre gesammelten Baarschaften anvertraueten, um sie vor den Augen des geldgierigen Divans zu bergen. Sein Aeußeres flößte Morad eine Ehrfurcht ein, die ihn verhinderte, der schmeichelhaften Aufnahme Mustaphs

einige Aeußerungen der Höflichkeit entgegen zu stellen. Mustaph schien dergleichen nicht erwarten zu wollen. Er stellte Morad gleich dem ihn umgebenden Zirkel vor. Von allen Seiten sah sich Morad mit einer Freundlichkeit und einem Wohlwollen empfangen, die ihm nichts zu wünschen übrig ließen. Sein Eintritt hatte schon die Aufmerksamkeit aller Gegenwärtigen auf sich gezogen, und da ihn Mustaph einer guten Aufnahme würdigte, waren aller Augen gleichsam auf ihn gerichtet.

Morad mußte nun einige Zeit in dem Gewühle der Gäste umherweben. Bald war Elimar an seiner Seite und forderte ihn zum Genuß auf, bald zog ihn Mustaph zu seinem Sitze herab. Der Zusammenfluß ward immer größer, der Raum beengter. Endlich verkündigten einige Sklaven die Ankunft Amuraths, Ezad Paschas Sohn, dem die ganze Feierlichkeit zu Ehren angestellt war. Ein jeder nahm seinen Platz, man ordnete sich, man beobachtete überall einige Stille. Mustaph ging seinem hohen Gast entgegen und führte ihn zum Zirkel seiner Gäste.

Schon nahmen die gesellschaftlichen Unterhaltungen wieder ihren Anfang, das Geräusch ver-

drängte die Stille. Gesang, Spiel und Gaukeleien beschäftigten wechselweise Aug' und Ohr. Alles wogte in bunten sich zusammendrängenden und trennenden Haufen dahin, indeß Morad, der, während Mustaph und Elimar mit ihrem hohen Gast beschäftigt waren, Gelegenheit fand, sich seiner selbst zu überlassen, in einen Winkel zurückgezogen, fest, und mit unverwandtem Geist in die Reizen Selimas versenkt war. Ihn kümmerte es nicht, was um ihn her vorging. Er folgte den sanften Regungen seines Herzens, das vor einer ganzen Welt seine Unbefangenheit nicht verbarg.

Er hätte so einige Tage fortgeträumt, als plötzlich Amurath den Entschluß faßte, die Gesellschaft wieder zu verlassen. Alles hob sich von seinen Sitzen. Ein jeder drängte sich heran, dem hohen Gaste den Abschiedsgruß zuwinken zu können. Morad ward aufgeschreckt und vom Gewühle mit fortgerissen.

Kaum war Amurath entfernt, so fanden es mehrere Gäste schicklich, einen Ueberdruß an dem rauschenden Male zu finden. Viele empfahlen sich nach und nach, und Morad gerieth nun auch auf den Gedanken, daß er in diesem Gewühl keine der Stimmung seiner Seele angemessene Unterhaltung

finde. Er stieß eben auf Elimar und ergriff nun dessen Hand, um sich zu empfehlen. Elimar war bis jetzt bloß mit dem erhabenen Gast beschäftigt, und freuete sich nun, seines Jugendfreundes wieder habhaft zu werden: „Nun Morad," rief er ihm zu, „wie gefällt es euch bei uns?"

Recht sehr wohl! erwiederte Morad mit einer ernsten Miene; doch nun wär' es Zeit, daß ich euch für heute verlasse. Ich bin an solches Geräusch noch nicht gewöhnt.

„Seyd ihr etwa nicht wohl?" fragte Elimar betroffen.

Das nicht, erwiederte Morad verlegen. Aber — thut mir den Gefallen, geleitet mich zu eurem Vater, ich will mich empfehlen.

„Und ich will euch keinen Zwang anthun," fiel Elimar ein. — „Das rath' ich euch Morad," fügte Elimar endlich hinzu, „euch zu gewöhnen, länger in rauschenden Zirkeln auszuhalten, sonst seyd ihr für unsere Freuden tod. Doch die Zeit bringt alles zur Reife."

Und mit diesen Worten führte er ihn zu seinem Vater. Auf dem Wege dahin stieß Elimar auf verschiedene seiner Jugendfreunde, er verfehlte nicht, sie mit Morad bekannt zu machen. Auch

Osman kam ihm in Weg. Elimar stellte ihn Morad nochmals als seinen Hausfreund vor, und empfahl ihn als einen guten Gesellschafter und muntern Tischgenossen.

Ganz so wie es Morad erwarten und wünschen konnte, entließ ihn der alte Mustaph. Er blieb sich in seinem Betragen gegen Morad ganz gleich. Mit würdevollem Zuvorkommen begleitete er seinen Gast, erinnerte ihn, seiner nicht zu vergessen, und sein Haus in die Zahl derjenigen aufzunehmen, in welchem er sich immer willkommen finden wird. Morads Blick irrte vergebens in dem geräumigen Hause Mustaphs nach Selima umher: Er sah sie nicht vor sich stehen; aber in seinem Herzen lebte ihr Bild, und er trug es mit sich aus dem Hause Mustaphs.

Zweites Buch.

I.

Kaum war Morad im Freien und begriffen, seinen Weg nach Hause zu nehmen, so erblickte er an seiner Seite Osman.

„Verzeihet Morad," redete ihn Osman an, „mein Freund Elimar trug mir auf, euch nach eurem Hause zu begleiten. Ich ergreife die Gelegenheit —

Keine Umwege, lieber Osman, fiel Morad ein. Ihr seyd mir willkommen, nur mit mir; bleibet diesen Mittag mein Gast. — Elimar hat mir von euch viel Gutes gesagt.

„Ich wünsche, daß euer Urtheil dereinst Elimars bekräftigen möge," entgegnete Osman. Er ist ein braver, lieber Mensch, dieser Elimar; lauter Güte und Wohlwollen. Ich habe ihm viel zu danken."

Das ganze Haus Mustaphs scheint mir achtungswerth, fügte Morad hinzu.

„Das ist es," sagte Osman mit festem Tone.

Der Alte ist ein würdiger Greis, der meine ganze Achtung sich erworben hat, fuhr Morad fort.

„Die verdient er," sagte Osman.

Wohl! — entgegnete Morad und holte einen tiefen Seufzer.

„Was fehlt euch, Morad?" fragte Osman und faßte ihn scharf ins Auge.

„Nichts! wahrlich nichts! sprach Morad verlegen.

„Nichts? wahrlich nichts?" fragte Osman bedeutend. — „Morad! ich wünschte euren Freund mich zu nennen," fuhr er fort; „meine Zudringlichkeit darf euch daher nicht auffallen. Dem edelsten Zweige von Mustaphs Haushalt habt ihr kein Lob gespendet — Selima. —

O! die ist über mein Lob erhaben, sagte Morad mit einigem Gefühl.

„Aber doch auch nicht eurer unwerth?" fügte Osman nachdrücklich hinzu.

Wenn Selima so dächte wie ich, entgegnete Morad.

„Dies könnt und sollt ihr bald erfahren," sagte Osman mit bestimmtem Ausdruck.

Und der alte Mustaph? fragte Morad etwas zerstreut.

„Ist Selima euer," fügte Osman hinzu, „so wird des Vaters Wille sie euch nicht entreißen können. Verlaßt euch auf mich.

Der feste zuversichtliche Ton, mit dem Osman seine Aeußerungen vorzubringen wußte, beseelten Morad, sich ihm um einige Schritte mit seinem Zutrauen zu nahen. Er erblickte in der Ferne eine frohe Aussicht für die ihm theuern Empfindungen seines Herzens, und diese Hoffnung verscheuchte von seiner Stirn alle Falten der Bedenklichkeit, und gab seinem Aeußern wieder ein munteres Ansehn.

Während jenes Gesprächs hatte Morad seine Wohnung erreicht; er führte seinen neuen Freund in dieselbe ein. Bewunderung, Staunen und lebhaften Beifall spendete Osman bei jedem Schritte, den er in derselben that. Bald ward Morads Geschmack, bald seinem Reichthum, bald seiner Großmuth, bald seiner Glückseligkeit von ihm Weihrauch gebracht. Und dies Benehmen Osmans weckte in Morads noch allzu stumpfem Gefühl für

die höhern Freuden des Lebens eine größere Empfänglichkeit auf. So sind die Großen und Reichen, sie fangen nur an zu genießen, wenn sie sich bewundert und bemerkt sehen.

Das Mittagsmal stand bereit. Osman ließ sich sehr wohl dabei seyn; destoweniger nahm Morad zu sich. In seinem Innern trieb ein Kreis neu entkeimter Gefühle sein Wesen. Er hatte noch nicht die Fertigkeit erlangt, Meister derselben zu seyn, und war daher nicht fähig, sich aus den zerstreueten Zustand seines Innern so zu sammeln, daß Osman seine Stimmung nicht hätte gewahren sollen.

„Ich bedaure, Morad," begann Osman, daß ihr die Freuden der Tafel mit mir zu theilen heute nicht aufgelegt seyd. Ihr scheint eben so wenig wie ich, der Hoffnung einiges Zutrauen abgewinnen zu können. Wie ich merke, beschäftigt Selima noch eure ganze Seele, und die Aussicht für ihren Besitz scheint eure Besorgnisse, sie zu verlieren, nicht vermindert zu haben. Indeß hoffe ich, daß ihr morgen mehr Vertrauen zu mir haben sollt."

Morgen schon? fiel Morad mit herzlichem Tone ein.

„Ich halte Wort," erwiederte Osman. „Erlaubt mir daher euch bald zu verlassen, damit ich keine Zeit verliere, die Mittel und Wege aufzufinden, die ich, einen Theil eurer Besorgnisse zu vermindern, ergreifen muß. Lebt wohl bis morgen, Morad." Und so verschwand Osman vor Morads Augen.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so trat Omrah herein. Er nahm diesen Mittag nicht Theil am Mahle, sondern überließ dem unerwarteten Gast seinen Platz, und sorgte dafür, daß Morads Bewirthung ihm genüge. Schon beim ersten Blick den er auf Morad warf, errieth er einige Veränderung, die mit ihm vorgegangen seyn mußte, und seine Neugierde, welche schon einige Aeußerungen Osmans aufgefaßt hatte, trieb ihn, beim ersten Augenblick wo Morad allein war, einen nähern Grund für dieselbe zu verfolgen.

„Ihr scheint mir, mein Gebieter," begann er, „mit Mustaphs Aufnahme nicht zufrieden zu seyn."

Sehr! sehr, Omrah! erwiederte Morad kurz.

„Eure Stille, euer Ernst verräth mir —" fuhr Omrah in bedenklichem Tone fort.

Nichts! wahrlich nichts! fiel Morad ein.

„Viel! sehr viel!“ versetzte Omrah. „Was ich befürchtet habe, ist nur allzuschnell erfolget. Euer kurzer Aufenthalt in der großen Welt hat euch einiges Selbstvertrauen geschaffen, und nun könnt ihr meiner missen.“

Selbstvertrauen! rief Morad. Glaubt mir, Omrah, nie, noch nie war ich so wenig Meister meiner selbst. Wo ich hinblicke, fehlt mir etwas; und wenn ich in mich hineinschaue, finde ich mich selbst nicht.

„Wo hat eure Selbstheit solchen Schiffbruch gelitten?“ fragte Omrah.

Dringe nicht in mich, versetzte Morad, du kannst die Wunde nicht heilen, die mir das Schicksal schlug.

„Ich merke schon, wo das hinaus will,“ sprach Omrah, „ihr liebet.

So ist's, Omrah, sagte Morad.

„Und dies,“ fuhr Omrah fort, „veranlaßt euch solche Bedenklichkeiten? — Mein Gebieter,“ fügte er in der Denkart eines ächten Orientalers hinzu, „ein Mann wie ihr, muß eines Weibes wegen sich keinen Kummer machen; was ihr an dem einen Weibe verliert, werden euch zehn andere gern ersetzen.“

Die

Die noch nicht den tausendsten Theil desjenigen Weibes aufwiegen, das mich bezaubert hat, sagte Morad.

„Possen!“ versetzte Omrah, „das Weib, das euch gefällt, hat oft in den Augen eines andern Mannes einen ganz unbedeutenden Werth.“

Wenn du, begann Morad in der Sprache der Empfindung, nur Mustaphs Tochter, Selima —

„So lange ich um euch bin, mein Gebieter,“ fiel Omrah ein, „werd' ich mir es zur Pflicht machen, solche Grillen euch zu verscheuchen. Eure Liebe ist etwas der Art. Braucht meine Arzenei, ihr werdet geheilt seyn, und auf meine Meinung zurückkommen.“

Nein! entgegnete Morad, Selima werde ich nicht aus meinem Herzen zu bannen vermögen.

„Sogleich werde ich euch euer Verhalten vorschreiben,“ sagte nun Omrah. „Ihr kleidet euch um, und ich begleite euch nach Ben-Mansurs Wohnung, wohin ihr heute während eurer Abwesenheit eingeladen worden seyd.“

Ich bin gar nicht gestimmt — sprach Morad.

„Eben darum müßt ihr hin,“ versetzte Omrah. „Zerstreuung ist die wahre Arznei, die euch heilt, und zu der will ich euch so lange jagen, bis

ihr Selima vergessen habt. — Dazu seyd ihr mir zu lieb, mein Gebieter, ein Sklave der Launen der Weiber zu werden. Ihr sollt den Weibern nicht entsagen; aber ihnen alles opfern, das ist nicht des Mannes Beruf."

Omrah winkte einigen Sklaven. Sie beschäftigten sich um Morad. Kaum ist er angekleidet, so zieht ihn Omrah mit sich ins Freie.

II.

Ben = Mansur wohnte in einem Theile der Stadt, der entfernt von Morads Wohnung war, und sie kamen daher auf ihrem Wege dahin durch einige Viertel derselben, wo ein großer Theil derjenigen Einwohner lebt, die durch Thätigkeit und Arbeitsamkeit ihren Unterhalt zu erwerben suchen. Das Gewühl war hier verhältnißmäßig größer. Alles war hier beschäftiget und in Bewegung. Dumpfes Geräusch und zügelloses Getümmel belebte die Straßen. Jeder beschäftigte sich mit seinen Arbeiten, Planen und Absichten. Das Jammern der Unglücklichen vereinigte sich mit der frohen Ausgelassenheit. Dort hörte man scherzen, hier zanken; da schimpfen, hier bewillkommen.

Morad mußte sich durch diese Gruppen durcharbeiten. Sein Auge irrte in diesem bunten Gewirr umher und er war ganz zerstreuet. Endlich zog eine vor einer kleinen Grotte versammelte Menge seine Aufmerksamkeit an sich.

Eine Anzahl Diener des Kadi hatte sich in das Haus Irads, eines abgelebten Bostandschi, hineingedrängt. Der Haufe war neugierig um den Erfolg. Endlich sah man, daß sie den Sohn dieses Greises fortzuführen begriffen waren. Der Alte ließ nicht von seinem Sohn; er hielt ihn fest, bat flehentlichst die Häscher, ihm nicht die einzige Stütze seines Unterhaltes zu entreißen; Thränen entfielen seinen schwachen Augen. Man riß den Sohn von seiner Seite, hörte nicht auf sein Jammern, sah nicht auf sein Händeringen, und führte ihn fort, indeß der Greis ihm jammernd nachblickte.

Dies Schauspiel gewahrte Morad. Es war ihm ein ganz neuer Anblick; seine Empfindsamkeit ward rege. Er wagte sich ins Gewühl. Kaum erblickte der Haufe den Edlen, so trat alles auf die Seite und machte ihm Platz. Darauf trat er den Häschern mit offener Miene in den Weg und fragte sie mit lauter und entscheidender Stimme:

„Welches Verbrechens hat sich dieser Jüngling schuldig gemacht?“

Die edle Würde, mit welcher Morad vor den Häschern stand und sprach, flößte dem Anführer derselben eine tiefe Achtung ein. Er stand nicht an, Morad die gedrängte Auskunft zu geben: daß ein gewisser Ben-Mansur gegen diesen Jüngling eine Klage erhoben habe, auf Bürgschaft dringe, und da solche nicht herbeigeschafft werden könnte, darauf antrage, ihn, zu seiner Sicherheit, in strenge Verwahrung zu nehmen.

„Also nicht mehr als eine Bürgschaft erfordert es, um den ehrwürdigen Greis dort zu beruhigen?“ rief Morad. Zugleich zog er einen Beutel voll Baarschaft hervor, zeigte ihn den Häschern und fragte: „Ist dieses hinreichend? wo nicht, so soll gleich mehr herbeigeschafft werden.“

Dem Häscher schien die im Beutel enthaltene Summe für die Bürgschaft hinreichend zu seyn. Er nahm ihn im Empfang, erkundigte sich zugleich nach der Person, dem Stande, der Wohnung Morads, ließ den Jüngling aus der Mitte seiner Gefährten treten, und ging mit ihnen seine Wege.

Aller Augen hafteten unerwartet auf Morad. Er ward bewundert. Von allen Seiten vernahm

er die Segnungen der fühlbaren Herzen, und der Jüngling warf sich vor ihm nieder und nannte ihn seinen Retter, benetzte sein Gewand mit Thränen, und konnte vor Freuden seinen Dank nicht laut werden lassen.

Indeß war Omrah um den gebeugten Greis beschäftiget, tröstete ihn und führte ihn endlich zu seinem Sohn, den er zu den Füßen Morads erblickte. Morad hob den Jüngling stracks auf und warf ihn in seines Vaters offenen Arme. Zugleich trug er Omrah auf, beide in ihre Hütte zurück zu führen, den Jüngling auf den andern Morgen zu ihm hin zu bedeuten, und dann unmittelbar — da er langsam seinen Weg zum Ben-Mansur fortsetzen wolle — ihm zu folgen.

Keiner war froher als Morad, der mit dem Gedanken, eine gute That verübt zu haben, sich aus dem Haufen drängte und seinen Weg fortsetzte. Kaum hatte er eine ziemliche Strecke zurückgelegt, so kam ihm Omrah in aller Eile nach.

„Euer Wille, mein Gebieter, ist geschehen,“ sprach er, „Vater und Sohn sind sich wiedergegeben; auf morgen hab' ich den Sohn zu euch bedeutet. Ihr habt durch euren guten Willen in dieser armseligen Hütte heute eine Freude ver-

breitet, die selten ihren Aufenthalt in Pallästen findet."

Alla sey gelobet! rief Morad voll inniger Gefühle. Ist mir endlich der theuerste Wunsch meines Herzens genügt worden! Hab' ich endlich Gelegenheit gefunden, einem Unglücklichen beizustehen.

„Dazu, mein Gebieter," erwiederte Omrah, „werdet ihr oft hier Gelegenheit haben."

Gebe nur Alla, fügte Morad hinzu, daß der Verbrecher, der Schurke, dem unschuldig Leidenden nicht meine Hülfe entziehe!

„In Irads Sohn glaube ich keinen Bösewicht zu finden," sagte Omrah. „Die Zeit wird es lehren."

Weißt du etwa, fragte Morad, weshalb Ben-Mansur ihn verfolget?

„Ich hab' mir's im kurzen erzählen lassen, entgegnete Omrah. — „Irads Sohn trat vor einiger Zeit aus Ben-Mansurs Dienste, bei dem er als Gärtner angestellt war. Kurz zuvor nun soll Ben-Mansur eines seiner Weiber, ein Wunder von Schönheit, entflohen seyn, und er will durch Zeugen nun erhärten, daß Irads Sohn ihr bei der Flucht behülflich gewesen seyn soll. —

Doch, Herr, wir sind vor Ben-Mansurs Wohnung.

III.

Ben-Mansur war der Sprößling eines reichen und von alten Zeiten her angesehenen Stammes. Auf ihn erbte schon die Neigung zum Wohlleben von seinen Ahnen herab. Für alle ausgelassenen, entnervenden und kostbaren Freuden des Lebens fand man bei ihm eine große Anhänglichkeit, und kein Mittel war ihm zu verworfen oder zu kostbar, das er nicht aufzubieten geneigt war, sich eine frohe Stunde zu schaffen. Er war einer von den Großen, die nur zu genießen sich geboren glauben. Ein gewisses Phlegma gab seiner Seele eine Unbehülflichkeit, die ihn nur wünschen ließ. Das Gewünschte aber zu erhaschen, hierzu mußte die Thätigkeit einer Anzahl ihm dienstbarer Freudengenossen sich in Bewegung setzen.

Morad traf eben seinen Freund in seinem Elemente. Alle Sinne Ben-Mansurs waren von wollüstigen Empfindungen begeistert. Schon vor einer Stunde hatte er sich von seiner Tafel zurückgezogen und in ein abgelegenes Gemach sich hinbege-

ben, wo ein Heer mit den köstlichsten Weinen angefüllter Pokale seiner wartete, um sie in der Gesellschaft seiner Genossen dort ungestört leeren zu können. Weder die schönen Einwohner seines Harems, noch Gesang, Spiel und Tanz fehlten bei diesen Orgien, um die Freuden der vom Wein berauschten Sinne zu erhöhen.

Morad trat in diesen taumelnden Zirkel. Der Ernst, der sich auf seine Stirn gelagert hatte, erhielt einen stärkern Umriß, als er sich bei seinem Eintritte, von den schon jubelnden Theilnehmern des Bachanals, mit einer berauschenden Freude bewillkommen hörte. Noch nie ward sein Aug' und Ohr von einem Schauspiele der Art entweihet. Er stand betroffen; er wußte nicht, ob er wagen sollte, in dem schon wie besessen ihm scheinenden Kreis, eine Stelle einzunehmen. Ben-Mansur eilte ihm zwar entgegen, allein seine von Wein berauschten Kräfte ließen ihm keine Besinnungskraft, seinen Gast mit Anstand zu empfangen und ihm einen Platz anzuweisen. Er taumelte und sank auf den Schooß einer seiner Favoritinnen hin.

„Hier, edler Gast!" rief eine Stimme von der Seite her Morad zu, „ist noch ein Platz für euch." Und ein schöner junger Mann erhob sich

von seinem Polster, reichte ihm die Linke, und zog ihn neben sich auf einen Sitz. „Verzeiht unserm großmüthigen Wirth,“ fuhr der Unbekannte fort, „er geht uns heut, wie immer, wenn er ein Fest der Art anordnet, mit gutem Beispiele vor.“

Auch dir, Mehemet? — entgegnete diesem, mit frohhöhnendem Ton, ein schon bejahrter Muselmann. Du bist der Nimmersatt; dich hab' ich in unserm Zirkel noch nie berauschet gesehen.

Wem es in frühern Jahren frei stand, seinen Pokal so oft zu füllen und zu leeren, als ihm der Gaumen nach dem Göttertrank der Reben kitzelte, der ist wohl fähig etwas mehr über sich zu nehmen, als unser Einer, fügte ein junger Muselmann hinzu. Mehemet ist gewöhnt —

Recht! Recht! rief ein Dritter. Die Renegaten sollten uns zu Lehrern im Trinken bestellt seyn.

„Ihr irrt euch, meine Freunde,“ fiel ihnen Mehemet in treuherzigem Tone ein, „ich habe euren, jetzt auch meinen, Glauben in Wahrheit nur darum liebgewonnen, weil er uns den Wein versagt, und uns dagegen so viel Weiber und Favoritinnen erlaubt, als wir uns aufzubürden Lust haben. Er lehrt darin zwar das Gegentheil von dem, in welchem ich gebohren ward, allein der

große Prophet scheint dabei aufs menschliche Herz Rücksicht genommen zu haben. Er wußte, daß wir es uns herzlicher bei der Flasche schmecken lassen, wenn wir sie verstohlen leeren, und uns von selbst mit einem Weibe genügen, wenn wir entweder aus inniger herzlicher Liebe, oder in Rücksicht anderer Verhältnisse, auf eine uns einschränken."

Man wird oft zu bemerken Gelegenheit haben, daß selbst den gegen ihren Glauben Gleichgültigsten doch immer so viel Anhänglichkeit für denselben bleibt, daß sie sich äußerst geschmeichelt fühlen, wenn sie das was sie daran zu verachten geneigt seyn dürften, von einer lobenswürdigen Seite aufgestellt finden.

Ein lauter Beifall ward daher unserm Renegaten. Man unterbrach seinen Vortrag, stieß die Gläser an, und leerte Eines ihm zu Ehren.

„Ich befinde mich in eurer Mitte sehr wohl," fuhr Mehemet fort; „mir schmeckt der Wein verstohlen jetzt besser, als da ich ihn als Grieche noch öffentlich trinken durfte, und freue mich des Lebens in dem Schooße so vieler Weiber, als meine Umstände mir zu halten erlauben. Darum auch unserm großen Propheten zu Ehren Eins geleert!"

Mehemet ward immer beredter. Ein jeder Einfall, eine jede Spitze gab ihm Veranlassung,

seine Trinknachbaren zu einem Zuge zu ermuntern. Morad befand sich unter ihnen. Allein er war nicht gestimmt, den öfteren Aufforderungen Mehemets nachzugeben. Die Haltung seines Geistes war schon in zu weitem Abstande von der, in welcher er bereits die Gesellschaft antraf, als daß ein Uebergang der seinigen zu der ihrigen so leicht hätte Statt finden können. Dadurch ward er aber in einer solchen nachdenkenden Richtung erhalten, daß er, seine bisher treu gebliebene Anhänglichkeit an das Wort des Propheten, nicht so leichtsinnig aufopferte, als er in einem jeden andern Zustand seiner Laune vielleicht fähig gewesen wäre.

Er setzte daher bei jeder Einladung den Pokal an, leerte ihn aber keinesweges, so daß in dem ganzen Kreise Morad der nüchternste Theilnehmer des Bachanales geblieben wäre, wenn sich nicht auch Mehemet, dessen Scharfblick es nicht entging, daß der Stimmung Morads das volle Glas heute nicht am willkommensten sey, aus Furcht, sich gegen den nüchternen Fremdling im Rausch zu verrathen, des Weines enthalten hätte.

Die immer zunehmende Geistesabwesenheit, in welche der Wein die Theilnehmer des Bachanales versetzte, gab ihnen zu Reden und Handlungen Ver-

anlassung, welche Morad allmählig zu einem strengern Ernst stimmten. Mehemet war zu schlau, als daß er Morads Befremden nicht hätte bemerken sollen. Um ihn einem Anblicke zu entziehen, der ihm nicht allein einen Widerwillen gegen Feste der Art einzuflößen vermögend wäre, sondern ihn auch veranlassen dürfte, Ben-Mansur gegen dieselben einzunehmen, äußerte er Morad leise und mit treuherzigem Tone, daß in dem Zirkel der Berauschten für ihn keine Unterhaltung mehr seyn dürfte, und machte ihm endlich den Vorschlag, mit ihm gemeinschaftlich das Trinkgelag zu verlassen.

Obgleich das Benehmen Mehemets unserm Helden einiges Mistrauen gegen ihn eingeflößt hatte, stand er doch nicht an, einem seiner Stimmung so angemessenen Vorschlag Gehör zu geben. Indeß Mehemet war es nicht entgangen, was in Morads Innerem sich regte. Er las gleichsam in seiner Seele, daß einige seiner Aeußerungen ihm einige Bedenklichkeit gegen ihn eingeflößt hatten, die ihm im Wege stehen dürfte, des Vertrauens eines Mannes, wie Morad, sich zu versichern, von dessen Stand und Reichthum ihn Ben-Mansur schon unterrichtet, und der in seinen Verhältnissen ihm einigen Nutzen schaffen dürfte. Er bereitete sich

daher darauf vor, Morads Denkart in Betreff seiner, eine ihm vortheilhaftere Richtung zu geben. Und mit diesem Vorsatz geleitete er Morad aus der Gesellschaft.

IV.

Mehemet war in Ben-Mansurs Pallast kein Fremdling, und er führte Morad durch verschiedene abgelegene Gänge, so daß er sich bald ins Freie und zwar in Ben-Mansurs Gärten versetzt fand.

Alles was das Auge in der verschönerten Natur Bezauberndes sehen kann, traf hier den Blick des Sterblichen. Ben-Mansur sparte keine Kosten, in seinen Gärten alles zu vereinigen, was ihnen Pracht und Reiz verleihen konnte, und Morad irrte mit Wohlgefallen in den mannigfaltigen unzähligen Schöpfungen, zu welchen Natur und Kunst sich gegenseitig die Hände boten, umher. Sein Athem ward freier, sein Blick ruhiger, und sein ganzes Wesen unbefangener. Solchen Eindruck vermag die verschönerte Natur auf das unbefangene Herz des Sterblichen zu machen! Er gab sich ganz seinen Empfindungen hin, und schien sich

mit Ben = Mansur, seinem Bachanal und seinen Gästen selbst ausgesöhnt zu haben.

Die veränderte Stimmung Morads verlohr sich vor Mehemets Scharfblick nicht, und er besaß Kenntniß des menschlichen Herzens genug, abzunehmen: daß auflodernde, berauschende und taumelnde Mittel keinesweges geeignet wären, der sanften Denkart Morads beizukommen. Er erklärte sich daraus den Widerwillen, den auf ihn der Anblick des Bachanals haben mußte, und stand daher keinen Augenblick an, ganz entgegengesetzte Mittel aufzubieten, die ihm einen Weg zu dem Vertrauen Morads sichern dürften.

Mit den sanften Herzensregungen Morads zu sympathisiren, schien Mehemet vorerst der zuträglichste Schritt zu seyn, den er dazu wählen mußte. „Ich merke, edler Morad," begann er daher, „daß ihr euch sehr in diesem, der Natur auf mannigfaltige Art angeschaffenen, Wirkungskreise gefallet. Leider! ist der größte Theil unsrer zeitigen Großen für die wohlthätige Stimmung, in welche uns das herrliche Schauspiel der Natur versetzt, nicht empfänglich. Ihr verwöhntes Gefühl ist für die sanft hinreißenden Empfindungen abgestumpft, die uns eine schöne Gegend, eine bezaubernde Aussicht und

eine lachende Flur verschaffen. Sie haschen nur nach Freuden, die ihre Sinnen betäuben, ihr Bewußtseyn berauschen. Sie wollen das Gefühl tödten, anstatt es zu beseelen; sie wollen mehr ihren Empfindungen unterliegen, als sich mit ihnen freuen. — Das Schicksal hat mich verdammt, der Großmuth anderer zu huldigen, nnd ich muß oft, meinem Herzen und meiner Denkart zuwider, der Genosse von Freuden seyn, die mir den Genuß vergällen, und ihnen einen Beifall zollen, der mir oft gegen mich selbst eine Schaamröthe abjagt. — Was kann ich aber gegen die Fügungen des Schicksals? Es ließ mich in einem Zustande gebohren werden, der mir nicht allein alle Mittel bot, den Wünschen meines Herzens und meinen Neigungen zu genügen, sondern mir auch die Aussicht verlieh, auf immer ein angenehmes und bequemes Leben mir erhalten zu können. Mein Vater war Dragomann beim Pascha von Siwas; er ward eines Verständnisses mit den geheimen Feinden der Pforte angeschuldigt. Dies kostete ihm das Leben; seine Güter wurden eingezogen, und ich sah mich als Jüngling in den armseligsten und verzweifeltsten Zustand versetzt. Das einzige, was mir noch von dem Wohlstande meiner Jugend zurückblieb, war eine gute

Erziehung, durch die mir mannigfaltige Kenntnisse zu Theil wurden. Sie sollten mir Zutritt in die ersten Häuser der Hauptstadt verschaffen. Ich dachte nämlich durch Unterrichtgeben mir ein kärgliches Auskommen verschaffen zu können; allein ich fand von allen Seiten Schwierigkeiten. Als Grieche wollte mir der Moslem keine Jugend anvertrauen. Da erwachte in mir der Gedanke, daß es besser sey, aus Noth ein Renegat, als ein Schurke zu werden. Ich weihete mich in die Lehren des großen Propheten ein, ich gewann ihnen immer mehr Geschmack ab, und fand mich endlich in dem Grade davon überzeugt, daß ich mit gutem Gewissen den Turban anlegte. Doch selbst mit dem festen Vorsatz, der allgemeinen Denkart nachzugeben, wär' ich gescheitert, wenn ich es nicht noch zeitig abgesehen hätte, daß, um bei den Großen fortzukommen, man sie nicht zurecht weisen, belehren, sondern ihnen stets Beifall zuwinken und seine Weisheit in ihren Sold geben muß. So fühl' ich mich glücklich in den weisen Lehren des Propheten. Sie sind meine einzige Beruhigung. — Das Schicksal schien es bisher gewollt zu haben, daß ich meinen Empfindungen entsagen, und mich ganz den Neigungen und Trieben meiner Wohlthäter hingeben

soll,

soll, wovon Ben-Mansur einer der ersten ist. Allein heute, eben jetzt scheint es den Regungen meines Herzens genügen zu wollen. Es führt mich dem edlen Morad zu, in dessen Busen sich die sanften Gefühle der Natur äußern, und in mir lebt die neue Hoffnung auf, daß er meine Anhänglichkeit an dem, was seinem Herzen und seinem Geiste theuer ist, zu würdigen nicht anstehen wird.

Betroffen stand Morad, während er auf die Worte seines Begleiters horchte, und blieb es noch, als er geendigt hatte. Weit gefehlt, von dessen Aeußerungen gerührt zu seyn, ward er vielmehr in einen gewissen Grad von Kälte dadurch versetzt. Mehemet gewahrte, daß er zu weit ausgeholt hatte, und bemerkte zugleich für Morad für diejenige Stimmung keine Empfänglichkeit, in welche er ihn versetzen wollte. Vielmehr schien es ihm, daß das Gefühl für die reine Natur in ihm, durch seine schon etwas vom Weltleben berauschten Sinne, erstickt war, und er versuchte daher einen Uebergang zu einer andern Tonart der menschlichen Empfindsamkeit.

„Ihr schweiget?" begann endlich Mehemet wieder. „Meine Aeußerungen scheinen euch überrascht zu haben, allein sie bilden den Grundton meines Herzens. In dem Kreise meiner rauschend-

sten Wirksamkeit verlor ich diesen nicht, und all' mein Streben ging immer dahin, auf ihn zurückzukommen. Allein, leider! fühl' ich, daß in der großen Welt der schönste Wunsch des Herzens nicht in Erfüllung kommt. Was that ich nicht für Ben-Mansur in der Rücksicht! — Als mir sein Vertrauen, seine Freundschaft ward, suchte ich alle Mittel vor, seine Empfindsamkeit für die rauschenden Freuden des Lebens herabzustimmen. Ich bot alle meine Erfindungskraft, allen meinen Scharfsinn auf, ihn, durch die sanfteren Freuden des Lebens, auf den frohen Genuß der Natur vorzubereiten. Die kräftigsten Mittel verwandte ich, den himmlischen Götterfunken unsers Herzens, die Liebe, in ihm aufzuregen, doch so, wie sie den Menschen wieder mit sich selbst auszusöhnen, ihn wieder zu der Quelle zurückzuführen vermag, aus welcher ihm die sanften Freuden des Lebens entgegen strömen. — In diesen Garten zauberte ich gleichsam in tausendfältigen Gestalten den Sitz der Liebe hin. Ein jeder Hain, eine jede Grotte, ein jeder Rasen, ein jedes Bosket athmet ihre sanften Empfindungen. Bei jedem Schritte fühlt man sich eingeladen zu den wohlthätigen Freuden, die uns die Natur in den Armen eines Weibes werden ließ. In jenes

Gebäude, dessen Kuppeln euch entgegen schimmern, versetzte ich die schönsten Schönheiten, die auf seinen Wink hinzu eilen, und seinen Wünschen im Kreise der Natur genügen sollten. So wollte ich ihn, in dem Schooße der Liebe, den einfachsten Freuden der Natur Geschmack abgewinnen sehen, und mit ihm dereinst den Genuß theilen. Allein, ihr habt mit eigenen Augen gesehen, wie Ben-Mansur in den taumelnden Freuden des Lebens schwelgt. Soll ich ihn nicht ganz verlieren, so muß ich in seinem Kreise mich stets verläugnen."

Diese Aeußerungen Mehemets schienen schon in näherem Verhältnisse mit der in Morad entwikkelten Denkart zu stehen. Von der nackten Freude der Natur war freilich Morads Empfindsamkeit abgewendet worden, allein die sanften Regungen der Liebe, für die ihn Selimas Reize so sehr gestimmt hatten, mußten ihn um so empfänglicher gegen die wollüstigen Bilder, die ihm Mehemet aufzustellen wußte, machen. Er begegnete Mehemet daher bei seinen letzten Aeußerungen mit einem ruhigen und hingebenden Blick, und äußerte ihm, als er geendigt hatte: „Ich bedaure euch, Mehemet, daß ihr eurem Kopf und eurem Herzen solche Gewalt

anzuthun gezwungen seyd. Es soll mir Vergnügen machen, wenn meine Person und mein Umgang etwas dazu beitragen können, euch eine gewisse Unabhängigkeit zu schaffen. Ich bin zwar noch nicht zu den berauschenden Freuden geneigt, denen Ben-Mansur huldiget, indeß, mein kurzer Aufenthalt in der großen Welt, sichert mich noch keinesweges für eine Stimmung zu denselben, und ihr seyd daher beauftragt, in meinem Kreise ein jedes Mittel aufzubieten, um die kleinste Spur davon in der Geburt zu ersticken."

Mehemet drang sehr tief in den Sinn von Morads Aeußerung ein. Er nahm es als eine Aufforderung an, für ihn alle Mittel aufzubieten, die er für Ben-Mansur verwendet zu haben vorgab. Und der Vorsatz, sich seines Einflusses auf Morad zu sichern, veranlaßte ihn, das erste beste Mittel, das ihm zu Gebote stand, stracks aufzubieten. Das Gespräch verlor sich nun ins Allgemeine, und während desselben sah sich Morad von seinem Führer, durch verschiedene Seitenwege, aus dem Garten Ben-Mansurs, nach einem stillen und abgelegenen Viertel der Stadt versetzt. Entfernt war diese Gegend von Morads Wohnung, sie durchkreuzten eine Menge

von Straßen. In einer derselben stand endlich Mehemet still.

V.

„Ich merke," redete er Morad an, „daß euch der Weg erschöpft. Kann euer Knecht sich schmeicheln, euch in seiner einfachen Hütte eine kleine Erholung zu gewähren?" und bei diesen Worten zog er Morad zu einem niedrigen, aber netten und wohleingerichteten Hause. Mehemet pochte an eines der Gemächer, und eine ehrwürdige Matrone öffnete den Eingang. Sie traten ins Zimmer. Die Alte brachte gleich auf den Wink Mehemets einige Polster herbei und verließ das Zimmer, um einige Erfrischungen zu besorgen. Morad nahm seinen Platz. Mehemet entschuldigte sich, trat in einer Seitenthüre ab, ließ Morad allein, und kam endlich nach einigen Augenblicken zurück.

„Es soll mich sehr freuen," sagte er zu Morad, „wenn ihr euch hier wohlgefallet."

Die Ruhe behagt mir, wie es scheint, entgegnete Morad.

„Ihr sollt einige Erfrischungen gereicht erhalten," äußerte Mehemet, „müßt euch aber

genügen, wie sie mein kleiner Haushalt euch gebben mag."

Ihr scheint sehr ruhig und zufrieden hier zu leben, begann Morad.

„Ich wünschte es," versetzte Mehemet. „Allein der Unterhalt, den diese eingezogene Lebensart erfordert, will auch erworben seyn. Ich bin selten Herr meiner Tage —"

Hier unterbrach Mehemets Worte der sanfte hinreißende Gesang einer weiblichen Stimme. Morad ward aufmerksam. Er horchte. Noch nie war sein Ohr auf eine so bezaubernde Art gerührt worden.

Was hör' ich, Mehemet? rief er betroffen. Mir scheint die Stimme aus dem Nebengemache zu ertönen.

„Nichts! nichts!" äußerte Mehemet. „Es ist meine Schwester, die bei mir lebt. Sie singt ziemlich und weiß ihren Gesang mit der Laute vortheilhaft zu begleiten."

Ziemlich? sagte Morad. Es ist ein himmlischer Ton, Mehemet. — Eure Schwester?

„Ich hätte sie euch schon zugeführt," entgegnete Mehemet, „allein sie ist schüchtern, sie fliehet allen Umgang. Sie fürchtet die Verfolgun-

gen, denen ihre Reize ausgesetzt seyn dürften."

Wenn ihre Reize dem Zauber ihrer Stimme entsprechen, so wäre ich wohl begierig — sprach Morad.

„Ich mag eure Gefühle nicht aufreizen, Morad," fiel Mehemet ein. „Sie lebt für einen Jüngling, der den Waffen sich gewidmet hat, und vor einiger Zeit mit eiuem kleinen Haufen in die Provinz gesendet worden ist, um einige aufrührerische Bewegungen hintertreiben zu helfen. Jeden Tag sehen wir seiner Rückkehr entgegen."

Ihr legt mir, Mehemet, die Pflicht auf, versetzte Morad, meinen Wunsch zu unterdrücken.

Die Matrone brachte nun einige Erfrischungen von Sorbet und Datteln; Morad nahm etwas davon zu sich, horchte aber mit einem bewundernden und schmachtenden Wohlgefallen auf den zauberischen Gesang der ihm unbekannten Schönen. Mehemet überließ ihn sich selbst, störte ihn nicht in einem Genusse, der seine Phantasie zu beleben begann.

Morad dachte sich in diesem Weibe eine zweite Selima. Ihre Reize schwebten vor seinen Augen, und er schien von lauter Wonne und herzlichem

Gefühle trunken zu seyn. Allmählig verlohr sich der Gesang, die Laute schwieg und Morad saß in sich gekehrt und von seinem Selbst begeistert.

Mehemet weckte ihn aus seinem wachenden Traume. „Es sollte mir leid seyn, Morad," sagte er, „wenn ihr bei mir in einen Zustand zu gerathen die Veranlassung solltet gefunden haben, der euch vergessen ließ, wo ihr seyd."

Auf diese Probe wollt' ich euch nicht setzen, fiel Morad ein, indem er mit zerstreuetem Blick umher fuhr und plötzlich von seinem Sitze aufsprang. Wir wollen gehen; es ist ohnedies spät, sehr spät.

Mit diesen Worten eilte Morad davon. Mehemet folgte ihm. Selimas Bild, ihre Reize, waren jetzt in Morads Seele einzig und allein gegenwärtig, und der Schwung seiner Phantasie gab seinen Schritten eine solche Schnelligkeit, daß Mehemet kaum fähig war, ihm nachzukommen. Bloß mit dem Gegenstande seines Herzens beschäftiget, merkte und hörte Morad auf nichts, so daß Mehemet, so oft er das Gespräch wieder anzuknüpfen suchte, mit Morads abgebrochenem Ja! oder Nein! sich begnügen mußte.

Mehemet seiner Seits glaubte, daß diese Stim-

mung Morads einzig und allein durch die Wirksamkeit seiner Phantasie unterhalten werde, die ihm das Bild des Weibes aufstellte, deren reizende Stimme ihn so bezaubert hatte, und er wünschte sich schon Glück, daß es ihm gelungen, über ihn, durch ein Mittel sich eine Gewalt erworben zu haben, das er, mit nicht geringem Erfolge, schon bei mehreren Jünglingen von Morads Denk- und Empfindungsart anzuwenden suchte. Er hielt es aber der Vorsicht gemäß, um Morad nicht seine Absichten zu verrathen, den Schein jeder Zudringlichkeit zu vermeiden.

Kaum sah sich Mehemet daher nicht entfernt von Morads Wohnung, so bat er um die Erlaubniß, ihn verlassen zu dürfen. Morad seiner Seits schien zwar ihn nicht für diesen Abend von sich lassen zu wollen. Indeß da er nicht sehr zu einer Unterhaltung gestimmt war, die ihn nur in den süßen Träumen seines trunkenen Herzens stören durfte, so drang er nicht in Mehemet, als dieser, seiner ersten Bitte, zu bleiben, nachzugeben Anstand nahm. Er begnügte sich, ihn für den andern Tag zu sich einzuladen, und so entließ er Mehemet und trat in seine Wohnung.

VI.

Omrah eilte seinem Gebieter entgegen, mit der festen Erwartung, ihn in einer Stimmung heimkehren zu sehen, die ganz der entgegengesetzt seyn sollte, welche er so gern von ihm verscheucht hätte sehen mögen. Allein wie erstaunte er, da er Morad nichts weniger als verändert fand. Dieselbe Stille, derselbe Ernst, die nämliche Zurückhaltung, die sein ganzes Wesen diesen Mittag beseelte, fand er am Abend in ihm wieder.

„Ihr habt euch, mein Gebieter, in dem heutigen Zirkel nicht sehr erbauet. Das verräth mir euer ganzes Wesen," begann Omrah.

Das ist deine Schuld, Omrah, sagte Morad mit festem Tone.

„Meine?" fiel Omrah befremdend ein.

Du lagst mir an, mich dahin zu begeben, fuhr Morad fort.

„In der guten Absicht, euch umgestimmt heimkehren zu sehen," entgegnete Omrah.

Warum verfolgest du eine Stimmung meines Herzens, sagte Morad, die mir über Alles theuer ist? Ich habe deinem Rathe Folge geleistet, habe Alles aufgeboten, Selima zu vergessen; Alles hat

sich aber vereiniget, mir ihr Andenken noch theurer zu machen. Glaubst du, Omrah, mir gefällig seyn zu müssen, so spiele nicht mehr den Zudringlichen und überlaß mich mir selbst.

Bei diesen Worten zog er sich in sein Gemach zurück und warf sich auf sein Lager, wo ihn ein Heer von Vorstellungen verfolgte, das ihn nur allmählig zu der Ruhe kommen ließ, der sein Inneres vergeblich entgegen zu sehen schien. Seine Einbildungskraft führte ihm die reichhaltigsten Situationen, in welche heut sein Gefühl sich versetzt befand, vorüber, und in allen schien ihm die Natur den Fingerzeig zu geben, daß alles einzig und allein darauf angelegt sey, seine Empfindung für Selima aufzuregen, zu schärfen und zu erhalten. Dieser Gedanke schuf seiner Phantasie eine gewisse Ruhe, wodurch sie ihm eine Reihe lachender Bilder herzuzaubern fähig ward, die ihn mit den schönsten Hoffnungen für seine Liebe zu Selima bekrönten, und ihn in einen Schlummer versenkten, von welchem er erst am späten Tage erwachte.

Da erschien Omrah vor seinem Lager. — Die meisternde und bedenkliche Miene, die ihm sonst zu Gebote stand, hatte er seit gestern, wo er Morads Unwillen so offenbar gereizt zu haben sich den Vor-

wurf machte, sich vorgesetzt, gänzlich zu verbannen. Omrah sah nämlich, trotz seiner gutmeinenden Gesinnung, die Ruhe seines Gebieters zu gründen, doch so viel ein, daß es ihm für die Folge schwer werden dürfte, alle die kleinen Ecken, an welche sie anstoßen könnte, weg zu bringen. Schmeichelhaft war es aber für ihn, im Dienst eines Herrn zu seyn, der durch seine Glücksgüter und sein gutes Herz ihm Mittel verschaffen konnte, auch seiner Eigenliebe zu genügen. Diesen Gedanken belebte in ihm vorzüglich der gestrige Vorfall, wo ihm von Irad, dessen Sohn Ali und allen Umstehenden auf eine Art gehuldigt ward, die ihm in seinen Augen einen Werth seiner Selbst schuf, den er zu erhöhen sich vorsetzte. Er gerieth daher in die Versuchung, mit seiner Biederherzigkeit eine unbedingte Achtung gegen die Aeußerungen seines Gebieters von nun an zu vereinigen. So sind manche unbedeutende Vorfälle oft vermögend, die offenherzigsten Freunde und Diener allmählig in den ersten Grad der Schmeichlerzunft einzuweihen.

Also Omrah erschien vor Morads Lager — Mit achtungsvoller aber zugleich froher und offener Miene verkündete er seinem Gebieter, daß Osman seiner schon eine Stunde warte. Mit des Vogels

Schnelligkeit hob sich Morad von seinem Lager und eilte dem Gemache zu, wo Osman seiner Erscheinung entgegen sah.

„Ich halte Wort, Morad," rief Osman. „Was meine Betriebsamkeit für euch bis jetzt vermochte, hab' ich gethan. Ein gewisses Einverständniß, das ich mit Fatmen, einer Sklavin Selimas, unterhalte, wird mir Gelegenheit schaffen, Selima sprechen und vielleicht — euch selbst bei ihr einführen zu können."

Glaubst du? rief Morad mit frohem Ausdruck.

„So viel sagte mir Fatmé," fuhr Osman fort, „daß sie von euch mit einem gewissen Wohlgefallen sprach, daß der Blick, mit welchem ihr sie verfolget habt, tiefen Eindruck auf sie gemacht hat."

Ist's möglich! fiel Morad hier wieder entzückt ein.

„Mag sich euer Herz heute mit dieser Auskunft beruhigen," fügte Osman hinzu. „Morgen habt ihr vielleicht größere Fortschritte gemacht. Indeß wär' es für euren Zweck sehr zuträglich, wenn ihr des alten Mustaphs Zutrauen euch zu erobern suchtet. Mustaph ist ein Mann, der einen

ausgebreiteten Handel treibt und immer ansehnliche Summen gebrauchen kann. Er wird euch mit ganz andern Augen betrachten, wenn er euch gestimmt findet, ihm mit euren Baarschaften auszuhelfen.

Vortrefflich, lieber Osman! rief Morad, vortrefflich! — Noch heute, noch heute gehe ich zu ihm.

„Aber als Freund rathe ich euch," fügte Osman ferner hinzu, „laßt nichts von eurer Liebe gegen Selima dem Alten merkbar werden. Euer Anerbieten muß ihm bloß eine Frucht eures reinen Zutrauens gegen ihn erscheinen. Denn der alte Mustaph hält streng auf seine kaufmännische Ehre."

Sehr wohl, Osman, sehr wohl, sagte Morad.

„Und nun noch ein Wort," begann Osman wieder. „Ein Wort, das ich euch im Vertrauen fallen lasse. Unverbrüchliche Verschwiegenheit fordere ich darüber von euch."

Mein Wort! rief Morad.

„Selbst Elimar, eurem — meinem Freunde," fuhr Osman geheimnißvoll fort, „dürft ihr von eurer Liebe zu Selima nichts erwähnen. Kein Wort! — Denn wißt, er geht mit dem Plane um,

seine Schwester mit Ezads Pascha Sohn, mit jenem Amurath, der bei Mustaph solche glänzende Aufnahme fand, zu verbinden. Erfährt Elimar eure Gesinnungen gegen Selima, so dürfte er Maßregeln nehmen, die eure ganze Aussicht euch entziehen könnten."

Ezad Paschas Sohn also — fuhr Morad auf.

„Elimar," versetzte Osman, „ist von einem hohen Grade von Ehrgeiz beseelt. Ihm schmeichelt eine Verbindung seiner Schwester mit einer Familie, die ihm die schönsten Hoffnungen, seinen Ehrgeiz zu befriedigen, darbietet. Er hat daher Gelegenheit gesucht, seine Schwester dem Amurath sehen zu lassen, und der soll ganz von ihren Reizen bezaubert seyn. — Zu mir hegt Elimar Vertrauen, mir hat er dies alles unter dem Siegel der Verschwiegenheit entdeckt, ja sogar geäußert: daß er seinen Vater schon auf die Gesinnungen Amuraths vorbereitet —

Nun, nun, Osman! Und der Alte? fragte Morad.

„Scheint seinen Antrag nicht mit der Stimmung aufgenommen zu haben, welche er erwartete," fügte Osman gelassen hinzu.

Göttlich! göttlich! rief Morad.

„Wenn Selima ihm die Hand reichen will, hat er meinen Willen, soll der Alte erwiedert haben," fuhr Osman fort.

Das kann, das wird Selima nicht! sagte Morad mit gefühlvollem Ausdrucke.

„Elimar," fügte Osman hinzu, „wird nun gewiß alle Mittel aufbieten, seine Schwester für Amuraths Anträge empfänglich zu machen. Die Kunst besteht also nur darin, jeden seiner Schritte zu beobachten, um euch einen Vorsprung vor eurem Nebenbuhler zu schaffen."

Ein guter Genius leitete mich, euch zum Vertrauten meiner Liebe zu erkohren, äußerte Morad. Es scheint —

Hier erschien Omrah und verkündete die Ankunft Mehemets.

„Mehemet?" fiel Osman ein. „Ich dächte Morad, ihr ließt mich durch jene Seitenthüre einen Ausweg nehmen. Es könnte — Ich wünschte, daß niemand von unserm Verständnisse etwas vermuthe. Lebt wohl, Morad! Seyd ruhig. Vielleicht seh ich euch heute wieder."

Und hiermit verließ Osman das Gemach.

VII.

Die meisterhafte Haltung, welche 'Osman seiner künstlichen und fein ersonnenen Gruppe von Hoffnungen und Schwierigkeiten zu geben wußte, stimmte Morads Geist zu einem Frohsinn, der sich über sein ganzes Wesen verbreitete, und er empfing Mehemet mit einer Heiterkeit, die ganz der Stimmung entgegengesetzt war, in welcher dieser sich vorgesetzt hatte, vor Morad zu erscheinen.

„Was fehlt euch Mehemet? Ihr scheint mir so ernsthaft, so verlegen," rief ihm Morad zu.

Wohl ernsthaft, verlegen, großmüthiger Mann, versetzte Mehemet. Ihr allein werdet diesen Ernst, diese Verlegenheit nur verwischen können. Ihr wißt, ich besitze eine Schwester, sie hat sich mir ganz anvertraut. Ich habe bis jetzt alles aufgeboten, sie vor den Verfolgungen und Nachstellungen der leichtsinnigen Verführer zu sichern. Allein jetzt seh' ich augenscheinliche Gefahr für Zelis Unschuld. Eins von beiden, List oder Gewalt, dürften es wagen, in meine wehrlose Hütte einzudringen, sie mir zu entreißen. —

„Nun! nun!" rief Morad.

Ihr werdet mir daher eine Bitte nicht versa-

gen, fuhr Mehemet fort. Erlaubet mir in eurem Harem einen Schutzort zu finden.

„Harem!“ sagte Morad betroffen. — „Es stößt an diese Wohnung ein Gebäude, das dazu eingerichtet werden könnte. Ich habe derglei-chen noch nicht.

Wie? Kein Harem? Fragte Mehemet bedeutend.

„Ich denke noch eines anzulegen,“ fuhr Morad mit einiger Verlegenheit fort. „Und ihr Mehemet sollt alsdann die nöthigen Anordnungen dazu treffen. Ben-Mansurs Anlagen haben mir sehr gefallen.“

Ich bin zu Morads Diensten, versetzte Mehemet mit ehrfurchtsvoller Verneigung. Indeß, meiner zeitigen Verlegenheit wird dadurch nicht abgeholfen. Ich bin für meine Schwester sehr besorgt. Eben vernehme ich, daß Ben-Mansur sie mir zu entreißen —

„Wohlan, Mehemet!“ fiel Morad ein, „dem kann abgeholfen werden. Ich räume eins meiner abgelegensten Gemächer eurer Schwester ein. Dort kann sie ungestört —

Göttlicher Mann! rief Mehemet und lag zu Morads Füßen. Dank! Dank! ich eile sogleich

alles anzuordnen, damit ich Zeli noch heute Abend eurer Wohnung zuführen kann.

„Sollt' ich nicht gegenwärtig seyn,“ fügte Morad hinzu, „so übergebt sie Omrah. Er soll für alles sorgen.

Dieser Vorfall erregte in Morads schon erhitzter Einbildungskraft einen nicht geringen Grad von Wirksamkeit. Er rief in ihm die angenehme Empfindung zurück, die ihm bei dem zauberischen Gesang der Schwester Mehemets zu Theil ward. Seine Einbildungskraft ward nun auf den Anblick eines weiblichen Geschöpfes hingespannt, das sich in seiner Stimme als ein himmlisches Wesen offenbarte. Und ob zwar seine Sinnlichkeit in ihm keinen Vorsatz entwickelte, der ihm zum Vorwurf gemacht werden konnte, so ward doch der Hang seines Herzens, sich einem weiblichen Wesen zu nähern, ohnfehlbar verstärkt.

Es scheint hier der Zeitpunkt gewesen zu seyn, in welchem sich Morads Neigung für die Weiber völlig entwickelte. Selimas Bild herrschte in seinem Herzen, auf Zeli warf er nur mit seiner Phantasie verstohlne Blicke, und für jede weibliche Schönheit behielt seine Neigung einigen Spielraum.

Morad selbst fühlte diese Stimmung und schien

sich drob einen Vorwurf zu machen. Er mag sich gleichsam gesagt haben: wenn dies so fortwährt, könntest du Selima vergessen, Selima, die dich so herzlich liebt.

Und der Gedanke regte in ihm den Vorsatz auf, alles zu verwenden, um sich Selimas Liebe würdig zu zeigen. Ezad Paschas Sohn, dachte er, wird mir ihr Herz nicht entziehen, indeß erkaufen kann er es. Er ist reich, reicher als ich; das soll mich aber nicht abhalten, selbst alle Mittel aufzubieten, die ich besitze, ihm sein Ziel abzulaufen. Beseelt von diesem Vorsatze warf er sich in seinen Dollman und nahm, dem Rathe Osmans zu Folge, seinen Weg zum Mustaph.

VIII.

Armer Moräd! wie sehr täuschten dich die gaukelnden Bilder deiner Einbildungskraft! Osman war zwar gestimmt, seine Dienstfertigkeit in deinen Sold zu geben, ihm genügte der Preis, den deine Großmuth ihm gewähren dürfte; allein das Schicksal bietet ihm die Gelegenheit, diesen Preis auf Kosten deines Zutrauens sich zu erhöhen, es mahlt ihm eine Aussicht von Vortheilen, die er von

dir nie erwarten konnte. Was könntest du, Morad, nun erwarten!

Es hatte sich zwar alles so, wie Osman gegen Morad geäußert, verhalten. Ezad Paschas Sohn hatte sich Elimarn erklärt, und dieser verfehlte nicht, dem Vater die Gesinnungen Amuraths zu hinterbringen, welcher alles auf die Neigung seiner Tochter wollte ankommen lassen. Er äußerte, daß man Selima erst zu erforschen habe: ob sie sich von ihrer Geburtsstadt, von ihren Verwandten zu entfernen geneigt sey, und überhaupt für eine Verbindung mit einem solchen erhabenen Geschlecht gestimmt wäre.

Diese Aeußerung des Vaters beruhigte Elimar nicht, er eilte vielmehr zu seiner Schwester und erklärte ihr die Gesinnungen Amuraths. Er stellte ihr die Verbindung mit ihm in solchen glänzenden Farben dar, daß Selimas Gesinnungen gegen Morad nur den lachenden Aussichten, die ihr der Besitz Amuraths versprach, das Gegengewicht halten konnten.

Elimar erklärte sich den Widerwillen Selimas gegen Amurath als einen weiblichen Eigensinn, den Zeit oder List wegräumen könnten. Das letztere schien ihm ein kürzeres Mittel zu seyn, den Zweck

zu erreichen, sein Haus mit einer Familie in Verbindung zu setzen, die seinem Ehrgeize die trefflichsten Aussichten bot. Gehen wir mit einem Plane um, der schnell ausgeführt werden soll, so pflegen wir nicht sehr ekel in der Wahl der Mittel zu seyn, von denen wir glauben, daß sie ihn durchzusetzen uns behülflich seyn könnten.

Eben kam Mustaphs Sohn von seiner Schwester und stieß auf Osman. An diesen dachte er bereits, als er auf den Gedanken kam, seine Schwester durch jedes Mittel für Amuraths Liebe empfänglich zu machen. In Osman, diesem seinen Vertrauten, sah er einen Menschen, der ihm die besten und kürzesten Wege aufzeigen dürfte, seinen Zweck zu erreichen. Er fuhr daher fort, ihm zu entdecken, wie seine Schwester gegen Amurath gesonnen sey, und forderte ihn zugleich auf, die Mittel zu erdenken, welche die Verbindung zwischen Amurath und seiner Schwester aufs baldigste verwirklichen dürften.

Osman seiner Seits, welcher sich noch keinesweges von der Neigung Selimas gegen Morad völlig überzeugt hatte, schloß nun, daß Selima, da sie Amuraths Hand ausgeschlagen, ohnfehlbar für Morad gestimmt sey, und erfuhr zugleich, daß die-

ser an Elimar einen Gegner habe, der alles aufbieten dürfte, eine seinen ehrgeizigen Absichten unangemessene Verbindung seiner Schwester, zu hintertreiben. Er fand es daher seinem Vortheile angemessen, Elimar, in Rücksicht der Abneigung Selimas gegen Amurath, zu beruhigen, und ihm zu äußern, daß er seiner Seits auf Mittel denken wolle, wodurch Selima für Amurath einige Empfänglichkeit einzuflößen wäre.

Mit dieser Aeußerung trennte er sich von Elimar. Kaum war er einige Schritte von diesem entfernt, so erblickte er einen gewissen Isurath, der sich in Amuraths Gefolge befand. Osman war mit diesem vor einigen Jahren in genauem Verhältniß gestanden, und sie hatten beiderseits Gelegenheit, während Amuraths Aufenthalt in Konstantinopel, diese Freundschaft wieder zu erneuern. Sie geriethen jetzt in ein Gespräch, wurden immer gegenseitig offenherziger, und Isurath gab Osman einige Winke über den Zweck Amuraths und seiner Gegenwart in Konstantinopel.

Das Zutrauen, das sich Mustaph durch sein grades und unbefangenes Benehmen erworben hatte, gab Veranlassung, die Eifersucht einiger seiner Geschäftsverwandten aufzuregen. Sie konn-

ten sich nicht überzeugen, daß dies eine Folge von den größern Einsichten in sein Gewerbe sey, und sie verfolgten daher jede seiner Unternehmungen mit einer durchdringenden Aufmerksamkeit, die sie bald überzeugte, daß er das allgemeine Zutrauen sich auf Kosten seines Vortheiles erwerbe, und daß dies Verfahren, in die Länge der Zeit, seinem Handel den Untergang bereite.

Auf jeden Fall sahen sie in ihm einen Mann, der ihrem Gewerbe dadurch den größten Nachtheil verursache, und dies um so mehr, da er durch das in ihn gesetzte Zutrauen viele Mittel in Händen hatte, die verborgenen Ausfälle seines Verkehres zu beschönigen.

Viele von ihnen dachten schon lange darauf, alle Mittel aufzubieten, einem solchen ihnen schädlichen Zunftgenossen, je eher je lieber einen Stoß zu versetzen. Man wußte, daß mehrere Paschas ihm große Summen stets zum Darlehn gaben, unter welchen Ezad Pascha auch gehörte.

Man fand nun Gelegenheit, diesem, verdächtige und augenscheinliche Beweise von Mustaphs schwankendem Verkehr, beizubringen; allein er war in seinem Zutrauen zu ihm nicht so leicht zu erschüttern, da er bei Mustaph im Grunde nie in

Gefahr stand, einen beträchtlichen Verlust zu leiden. Ezad war nämlich, als Pascha von Damas, viele Jahre Emir Hodgi der großen Karavane, an deren Verkehr Mustaph immer großen Theil nahm, und Ezad hatte daher in seiner Gewalt und unter seiner Obhut einen großen Theil des Eigenthumes Mustaphs.

Indeß Bekir, welcher als Kislar-Aga den größten Einfluß in Divan und Serail hatte, und um ihn zu behaupten, die wichtigsten Paschaliks seinen Kreaturen verlieh, fand es für rathsam, Ezad Pascha plötzlich nach Alep zu versetzen, um die Paschalik Damas einem seiner Ergebenen zu gewähren. Dieses veränderte nun das Verhältniß Ezads zu Mustaph. Ezad war nun nicht mehr Emir Hodgi, er glaubte, daß sein Zutrauen zu Mustaph jetzt für ihn mit größerer Gefahr verknüpft sey, und hielt es daher für rathsam, ihm einige Grenzen zu setzen.

Isurath äußerte daher gegen Osman, daß Ezad Pascha seinen Sohn nach Konstantinopel gesendet hätte, um eines Theils über Mustaph genaue Nachrichten einzuziehen, und andern Theils die ihm vertrauten Summen, wo möglich, zurück zu fordern, und ihn zu Amuraths Begleiter erkohren,

um ihm in diesem wichtigen Geschäfte an die Hand zu gehen. Zugleich beklagte er sich gegen Osman, daß Amurath ihn, wegen seiner für Mustaphs Tochter gefaßten Neigung, der größten Gefahr aussetze, die Gunst seines Gebieters zu verlieren, indem eben jene Neigung Amurath abzuhalten scheine, die Aufträge seines Vaters an Mustaph buchstäblich auszurichten, und sein Gebieter leicht ihm einer Vernachlässigung beschuldigen könnte. Er bat daher Osman, als einen alten Freund, um Mittel und Wege, die er aufbieten könnte, seinem jungen Gebieter auf eine schickliche Art zu seiner Pflicht zurück zu bringen.

Schon oft hatte Osman Gelegenheit gehabt, verschiedene bedenkliche Aeußerungen über Mustaphs ausgebreiteten Verkehr zu vernehmen. Isuraths Erklärung gab ihnen in Osmans Augen einige Wahrscheinlichkeit mehr, so daß bei ihm der Gedanke Platz nahm, Mustaphs glänzende Laufbahn dürfte nun bald ein Ende nehmen, sein Haushalt scheitern, und er eine große Stütze verlieren. Morads Liebe gegen Selima, dachte er ferner, dürfte bei dem Fall Mustaphs erkalten, und ihm auch von dieser Seite eine Aussicht auf Belohnung entziehen. Dies stimmte ihn nun, bei der ihm vorgelegten

Aufgabe des Isurath, von den Mitteln, die ihm, bei dem ihm bekannten Verhältnisse, zu Gebote standen, solchen Gebrauch zu machen, daß er sich damit, wo nicht dem Pascha von Alep, zum wenigsten dessen Sohn, verbindlich machen dürfte.

Als Isurath nun allmählig jene Aeußerungen laut werden ließ, nahm Osman eine vertrauliche Miene an. Er äußerte seinem Freunde, daß das Schicksal sehr günstig gegen ihn gestimmt seyn müsse, da es ihn auf den Gedanken brächte, Amuraths Verhältniß gegen Mustaph und dessen Tochter ihm zu entdecken. Es möchte keiner, als er, die Mittel in Händen haben, Amuraths Neigung gegen Selima zu genügen, ohne dabei die Aufträge des Pascha hinten an setzen zu dürfen.

Isurath sah in seinem Freunde den Retter seines Glückes, und er flehete ihn inständigst, Alles aufzubieten, diesen Zweck je eher je lieber zu erreichen. Seine Bitte begleitete er nicht allein mit dem Versprechen, sein Ansehen beim Pascha selbst zu verwenden, ihm in seinem Gefolge eine bedeutende Stelle zu verschaffen, sondern auch mit dem Anerbieten, ihm auch sogleich beim Amurath einzuführen. In welcher Absicht nun

Osman und Isurath ihren Weg zur Wohnung Amuraths nahmen.

IX.

Morad hatte indeß seinen Weg zu dem alten Mustaph zurückgelegt. Er ward von dem unbefangenen Greise mit wohlwollender Bescheidenheit empfangen.

„Ich freue mich, Morad," sagte er ihm, „daß ich euch so bald wieder bei mir sehe. Welches Anliegen bringet euch aber jetzt zu mir?"

Morad gerieth bei dieser Frage in einige Verlegenheit. Er wußte nicht, wie er seinen Antrag vorzubringen habe, ohne daß der alte Mustaph ihm eine eigennützige Absicht aufbürde. — Allein Morad irrte sehr. Mustaph war einer von den Menschen, welchen ihr Gewerbe über Alles geht, die für nichts anders einen Sinn haben. Ihn beseelte bloß sein Verkehr, keine andere Rücksichten kannte er. Er betrachtete Morad als einen reichen Mann, der ihm gewisse Anträge zu machen habe. Die unbefangene Miene Mustaphs belebte endlich Morads Stimme.

„Mich führt ein sonderbares Anliegen zu euch,

edler Mustaph," begann er. „Ihr wißt ohnfehlbar, daß ich beträchtliche Summen nach der Hauptstadt gebracht habe. Ich wünschte mich von ihnen loszumachen. Könnt ihr nun, Mustaph, gegen übliche Renten, den Werth von dreißig oder vierzig Beutel in euren Handel verwenden, so stehen sie euch zu Gebot."

Euer Zutrauen freut mich, Morad, erwiederte Mustaph. Ich muß gestehen, ich bin jetzt wegen ansehnlicher Summen in einiger Verlegenheit. Der letzten Karavane habe ich übermäßige und beträchtliche Vorschüsse gemacht, und euer Anerbieten kann ich daher nicht ausschlagen.

Keinesweges erwartete Morad, daß sein Antrag mit solcher Bereitwilligkeit aufgenommen werden dürfte. Er sah in derselben die günstigsten Vorbedeutungen für seine Liebe zu Selima, und Mustaphs Benehmen schien ihm zu verrathen, daß er selbst einige Absichten auf ihn habe.

„Habt Dank, edler Mustaph!" rief Morad entzückt. „Euer gefälliges Wesen verbindet mich."

Mit kaltem kaufmännischem Ernst erwiederte der Greis: Gefälligkeiten erlaubt der Handel nicht. Ich mache von eurem Anerbieten Gebrauch, weil

ich wirklich einiger starken Summen benöthigt bin. —

Hier unterbrachen Mustaph einige Leute, welche gewisser Geschäfte wegen zu ihm eingelassen wurden. Er wandte sich sogleich von Morad und ließ sich mit diesen Leuten in ein Gespräch ein. Endlich erinnerte er sich wieder Morads, er richtete daher folgende Worte an ihn: ich rechne auf eure dreißig Beutel, Morad, und erwarte sie heute Nachmittag. — Eine kurze Verneigung Mustaphs gab Morad die Weisung, daß er sein Geschäft mit ihm abgethan habe, und er sich empfehlen könne.

Morad verließ das Haus Mustaphs. Obgleich Mustaph Morads Wärme Kaltsinn entgegen gesetzt hatte, so war sie ihm doch in der Rücksicht nicht mißfällig, da er daraus abnahm, daß Mustaph keinesweges die Absicht seines Anerbietens errathen zu haben schien. Der Gedanke nun, mit Mustaph in eine Verbindung gerathen zu seyn, die ihm die Aussicht verschaffte, seiner Liebe zu Selima eine hoffnungsvollere Pflege weihen zu können, gab Morads Herzen die schönste Beruhigung.

X.

Während Morad mit Mustaph unterhandelte, eilte Jsurath, Osman seinem jungen Gebieter vorzustellen. Mit zuvorkommender Miene sah sich Osman von Amurath empfangen, als Jsurath äußerte, daß er seinem Gebieter in Osman einen Freund empfehle, den das Schicksal ihm unerwartet hier antreffen ließ, und der ihnen in ihren Angelegenheiten wichtige Dienste leisten könnte.

Osman nahm sogleich das Wort. Er kündigte sich als einen Hausfreund Mustaphs an, äußerte, daß er bei der glänzenden Bewirthung, die Amurath bei ihm fand, gegenwärtig war, und vergaß nicht, von der Ehre, Amurath dort gesehen zu haben, viel Aufsehen zu machen. Endlich fügte er, um dem eigentlichen Faden seiner Absichten näher zu kommen, hinzu: „meiner dürfte der edle Amurath freilich sich nicht, selbst wenn er mich auch in Mustaphs Haus gesehen hatte, mehr erinnern, da ihm ein Gegenstand dieses Haushalts vielleicht die ganze Männerschaft, die er dort vorfand, in Vergessenheit bringt.“

„Ah!“ rief Amurath. „Ihr meint gewiß Selima, dieses liebenswürdige Mädchen? Ihr kennt sie?“

Einigemal gewährte mir das Schicksal die Gelegenheit, sie zu sehen. — Wenn euer Herz für Selima Liebe pflegt —

„Ob ich Selima liebe, fragt ihr?“ fiel Amurath ein.

So bedaure ich euch, versetzte Osman.

„Ihr bedauert mich?“ fragte Amurath betroffen.

Selima dürfte für einen reichen Privatmann bestimmt seyn, dem sie Mustaph nicht wird ausschlagen können.

Bei dieser überraschenden Nachricht nahm Amurath eine ernsthafte Miene an. Er erklärte sich es nun, weshalb Elimar sich noch nicht bei ihm blikken ließ, und ihm Auskunft über die Gesinnungen seines Vaters und seiner Schwester gegen seine Anträge gab. Er fühlte sich zurückgesetzt, beleidigt, und in ihm entkeimte ein Groll gegen Mustaph.

„Wohlan Isurath!“ rief er entrüstet. „Ihr treffet gleich Anstalten, daß uns die hundert Beutel herbeigeschafft werden. Ihr gebraucht alle Strenge. Nicht ungestraft soll man mich zurückgesetzt haben.“

Mit diesen Worten wollte Amurath sich in sein Gemach zurückziehen, allein Osman trat ihm in Weg.

„Euer

„Euer Zorn, edler Amurath, ist gerecht,“ sprach er. „Indeß euer Sklave findet sich bereit, euch seine Dienste anzubieten. Ist euer Herz noch für Selima gestimmt, so will —“

Wollt ihr etwa, fiel Amurath entrüstet ein, fußfällig vom Vater, vom Bruder mir Selima erbitten? Selima ist mir theuer, aber —

„Mäßiget euch, mein Gebieter!“ entgegnete ihm Osman. „Man hat Mittel und Wege, Selima wider den Willen ihres Vaters, ihres Bruders —“

Ich verstehe euch, Osman, fiel ihm Amurath abermals ein. Steht dies in eurer Macht, so könnt ihr meiner Anhänglichkeit versichert seyn.

Und hiermit verließ er das Zimmer. Isurath umarmte Osman, der seinen Gebieter so trefflich nach seinem Wunsche zu stimmen wußte, indem er auf eine Art seiner Leidenschaft schmeichelte, die ihm, seine Aufträge zu verfolgen, nicht hinderlich war.

Im Grunde war aber der größte Theil der Stimmung, in welche Amurath versetzt wurde, nicht auf Rechnung Osmans zu schreiben, sondern auf die Gattung von Liebe, welche Amurath gegen Selima gefaßt hatte. Jener, in einem wahren Seelen-

tausch bestehenden Empfindung, bei welcher man sich ganz dem geliebten Gegenstande hingiebt, nur für ihn fühlt, jeden Eindruck zurückweist, der uns ihn zu entreißen drohet, war Amurath nicht fähig; seine Geburt, seine Erziehung, sein Stand, gaben ihm schon früh und oft Gelegenheit, einen Umgang mit Weibern zu pflegen. Seine Neigungen fanden selten einen solchen Widerstand, der seiner Seele Zeit ließ, sich in die zauberischen Träume der Liebe einzuwiegen. Ein Weib sehen, genießen und endlich vergessen, war ihm Eins. Und diese Grenze, welche der Liebe in seinem Herzen angewiesen war, erhielt in ihm eine Selbstständigkeit, die ihm kein Weib entreißen konnte. Er war immer stark genug, jede Liebe aufzugeben, zu der ihm die Hoffnung entrissen ward, aber auch alles, außer seine Selbstständigkeit, ihr aufzuopfern geneigt, um ihr zu genügen.

Aus einem solchen Gesichtspunkte hatten Osman und Jsurath, die Liebe Amuraths zu Selima, nicht betrachtet. Sie wähnten beide, daß er ganz von seiner Leidenschaft hingerissen sey, indeß er, als Osman ihm einige Schwierigkeiten zeigte, deutlich verrieth, daß er auf dem Wege war, sich davon zu heilen. Allein da Osman ihm Hoffnung

machte, seiner Leidenschaft für Selima zu genügen, so mußte sie natürlich wieder in ihm erwachen, und zwar, ohne daß er den Auftrag, welchen er dem Isurath zur Strenge gegen Mustaph gab, sogleich zurücknahm, weil er nicht Rücksicht zu nehmen hatte, Selima auf offenem Wege zu erhalten. Seine Leidenschaft gegen Selima erhielt sich auch nur, wie wir in der Folge sehen werden, so lange, als er Hoffnung hatte sie zu besitzen, und er unterdrückte sie, als Eigennutz und Leidenschaft gegen eine andere Person seinem Herzen eine neue Richtung gaben.

Mit dem bloßen Danke Isuraths wollte sich Osman nicht begnügen. Er hatte die Entführung Selimas bloß in der Absicht vorgeschlagen, um seine Verdienste in den Augen Amuraths geltend zu machen. Er suchte daher Isurath selbst dahin zu stimmen, daß er ihm die Hand zu seinem Vorhaben bot. Er stellte diesem nämlich vor: daß wenn er beim Amurath keinen Rückfall zur Nachsicht gegen Mustaph zu befürchten haben wolle, man alle Mittel aufbieten müsse, Selima ihm zuzuführen.

Isurath schien dieser Antrag ganz den Umständen angemessen. Er versprach Osman, daß er sei-

ner Seits zu allen Vorbereitungen, die er für die Entführung Selimas treffen dürfte, die Hand bieten wolle. Und hiermit schieden die sich wiedergefundenen Freunde.

XI.

Indeß war nun Morad in seine Wohnung zurückgekehrt. Vorzüglich mit dem Gedanken beschäftiget, sich sobald als möglich seines Versprechens gegen Mustaph zu entledigen, ließ er Omrah vor sich kommen, und gab ihm den Auftrag, den Werth von dreißig Beuteln an Gold und Silber sogleich zusammen zu bringen, und es wohlverpackt nach Mustaphs Wohnung besorgen zu lassen.

Omrah lächelte und warf einen zufriedenen und bereitwilligen Blick von sich. Er schien nichts sagen zu wollen und sagte nichts. Morad fand an dem beifallartigen Benehmen Omrahs großes Wohlgefallen. Er selbst nahm eine heiterere und wohlgefälligere Miene an, als diejenige zu seyn pflegt, welche den Gedanken an ein Geschäft von dreißig Beuteln zu begleiten pflegt. Und dies gefiel Omrah so, daß er gern die Bedenklichkeit, die

ihm die Anleihe Mustaphs erregte, völlig unterdrückte und drob sich Beifall gab.

Eben hatte sich Omrah entfernt, um dem Befehle Morads nachzukommen, so ward Irads Sohn vor ihn gelassen. Mit stummer Ehrerbietung trat der junge Mann vor Morad und warf sich aufs Knie.

„Steh auf, Ali!“ rief Morad. „Deshalb wies ich dich nicht zu mir. Was ich in den ersten Augenblicken für dich that, hielt ich für meine Pflicht. Du sollst mir nun Licht über den gestrigen Vorfall geben. Ich will mich belehren, ob du es werth bist, daß ich mehr für dich thue. Aber Aufrichtigkeit —“

Habt ihr, mein Gebieter, versetzte Ali, aufgemuntert durch den milden Empfang Morads, einige Geduld meine Geschichte anzuhören, so werdet ihr bald unterrichtet seyn, welchen Schein die Anklage Ben - Mansurs gegen mich haben dürfte.

„Rede!“ fiel Morad ein.

Ich ward, fuhr Ali fort, von meiner Jugend zur Beschäftigung meines Vaters, der Gärtnerei, angehalten. Um mich in der Kunst zu vervollkommen, ging ich vor sechs Jahren auf Reisen. Ich kam bis nach der Provinz Damas, wo ich in die

Dienste eines Mannes trat, bei dem ich beträchtliche Fortschritte machte. Kaum war ich bei Zenadin, so hieß mein Lehrherr, ein Jahr, so gewann mich seine Tochter lieb. Sie fand Gelegenheit, mich ihre Reize ebenfalls bewundern zu lassen. Die Folge war, daß wir uns oft verstohlen sprachen und eine heftige Neigung gegen einander faßten. Leider! genossen wir das Glück, uns unsere Empfindungen einander mitzutheilen, nicht lange. Denn plötzlich ward die Geliebte im Vaterhause von mir vermißt. Wie es verlautete, soll sie von Zenadin weggebracht und nach einem Harem eines Großen versetzt worden seyn. Solchen Schmerz mir auch der Verlust machte, suchte ich ihn doch zu unterdrücken. Ich war noch kaum ein halbes Jahr in Zenadins Diensten, so berichtete mir mein Vater, daß er für mich eine Versorgung in der Hauptstadt gefunden habe. Ich beurlaubte mich von meinem Gebieter und kam hier an, wo ich Ben-Mansur sogleich vorgestellt ward, der mich als Gärtner zu sich nahm. Ich diente ihm treu und redlich, verwendete allen meinen Fleiß und meine Kunst, ihm einen schönen Garten anzulegen—

„Ich hab' ihn zu bewundern Gelegenheit gehabt,“ fiel Morad ein.

Ein Jahr verstrich, fuhr Ali ferner fort. Ich genoß Ben-Mansurs volles Zutrauen. Ihr wißt, edler Morad, daß unser Geschäft uns oft Gelegenheit läßt, die Haremsbewohnerinnen, wenn sie im Freien zu ihrer Erholung umherstreifen, zu sehen. Eines Tages war ich beschäftiget, ein Blumenbeet zu reinigen, da bemerkte ich mich von einer weiblichen Gestalt beobachtet. Ich blickte schärfer auf. Denkt euch mein Erstaunen, als ich meine Geliebte, die Tochter Zenadins, gewahrte. Sie erkannte mich, gab einen Laut von sich, und eilte in ein abgelegenes Bosket. Ich, ganz betreten, ließ mein Werkzeug fallen, und stand wie versteinert. Endlich nahm ich mich zusammen, und ging dem Wege nach, den sie genommen. Ich sah umher, ob mich nicht jemand belauschte, und als ich keinen gewahrte, trat ich in das Bosket, wo ich sie vermuthete. Ich täuschte mich nicht; ich fand die Geliebte meines Herzens. Die Freude des Wiedersehens füllte uns die ersten Augenblicke. Endlich da wir Ruhe genug gewonnen hatten, über unsere gegenseitigen Schicksale uns näher zu erklären, merkten wir uns plötzlich belauscht, und wir mußten uns daher aufs schnellste trennen. Seitdem ah ich aber meine Geliebte nicht wieder; denn den

andern Morgen ward ich, ohne irgend eine nähere Erläuterung, aus Ben-Mansurs Diensten entlassen. Das sind nun einige Monde. Wie ich vernehme, soll ihm nun vor Kurzem eines seiner Weiber entführt worden seyn. Welche Veranlassung er nimmt, mir die Schuld aufzubürden, das ist leicht abzunehmen. Daß ich aber keinen Gedanken an ein solches Vorhaben in mir jemals habe aufkeimen lassen, das betheur' ich, beim Worte des großen Propheten!

„Ali!" sagte Morad. „Man wird Beweise gegen dich haben."

Meine Unschuld, erwiederte Ali unbefangen, wird mich retten.

„Wenn du des Glaubens bist," fuhr Morad fort, „will ich ihn dir nicht entreißen. Sogar bestärken will ich dich darin. Meine Hand werde ich daher nicht von dir abziehen. Ich habe vor, hinter meiner Wohnung einen Garten anzulegen. Du bleibst also in meinem Dienst. Unter der Aufsicht meines Freundes Mehemet sollst du die Anlage beginnen."

Mehemet! rief Ali.

„Du kennst ihn ohnfehlbar," versetzte Morad, Ben-Mansurs Busenfreund."

Ich habe ihn bei Ben-Mansur gesehen, sagte Ali.

Hier trat Omrah herein und unterbrach das Gespräch.

Morad kam wieder auf die dreißig Beutel, von diesen auf Mustaph, von dem auf Selima; er gerieth in Zerstreuung und wandte sich daher gegen Ali: „Morgen trittst du in meine Dienste, Ali!“ rief er ihn zu, „dabei bleibt es.“

Ali verneigte sich und ging.

Einige Sklaven waren indeß beschäftiget, die Beutel vor Morad hinzureihen, und dieses führte seine Einbildungskraft auf eine Gedankenfolge, in welcher Selimas Bild die Hauptrolle spielte. Er setzte sich den Beuteln gegenüber und überließ sich ganz den Schwärmereien eines liebenden Herzens. Wer ihn so erblickt hätte, würde geglaubt haben, daß er sich vielmehr an den Baarschaften labe, als mit dem theuern Bilde seiner Geliebten sich beschäftige.

Omrah störte ihn in seinen Träumereien. Er kündigte ihm die Ankunft einiger Gäste an, die er sich eingeladen hatte. Zu diesen lassen wir nun Morad sich begeben und ihn ein frohes Mal mit ihnen einnehmen.

Indeß wollen wir uns wieder zu Osman wenden.

XII.

Kaum hatte sich Osman von Isurath getrennt, so dachte er auch gleich darauf, die kürzesten und schicklichsten Mittel anzuwenden, seinen Zweck zu erreichen. So weit war er bereits von Fatmen — derjenigen Sklavin Selimas, welche das Zutrauen ihrer Gebieterin besaß und mit der er schon seit einiger Zeit ein Verständniß unterhielt — unterrichtet: daß Selima mehr als gewöhnliche Neigung gegen Morad gefaßt habe.

Fatme hatte keinen großen Scharfsinn aufzubieten nöthig, diese Entdeckung zu machen, sie drang sich ihr selbst auf. — Wie jedes unbefangene Mädchen ihren Gespielinnen vieles von dem Eindruck immer zu erzählen weiß, den ihre Reize zu machen pflegen, so hatte auch Selima, nachdem sie sich mit Fatmen aus den Augen Morads verlohren und in ihr Gemach sich zurückgezogen hatte, mit dieser ihrer Vertrauten, über das Erheblichste der Art, zu sprechen nicht vergessen. Vorzüglich wußte sie der ununterbrochenen Aufmerksamkeit

nicht genug zu erwähnen, welche ihr der Fremde schenkte, den sie in Gesellschaft Osmans sah. Sie erinnerte sich einer jeden seiner Richtungen, Stellungen, die er nahm, um sie in die Augen zu fassen. Keinen Zug, keinen Schritt verfehlte sie. Fatme las hier in Selima die Geschichte ihres eignen Herzens, und sie gerieth gleich auf den Gedanken: Arme Selima! auch dein Schicksal ist jetzt entschieden.

Daß Osman den Fremden begleitet, gab Fatmen Veranlassung, ihre Theilnahme an den Empfindungen ihrer Gebieterin thätiger zu äußern, als Selima erwarten konnte. Der Abend war herangekommen, und Osman hatte nicht verfehlt, sich, wie gewöhnlich, in ein abgelegenes Bosket von Mustaphs Garten, einzufinden, diesmal nicht allein seiner Geliebten ein Heer von Schmeicheleien und Zärtlichkeiten herzugirren, sondern auch die Stimmung Selimas gegen Morad zu erforschen.

Fatme erzählte, was ihr Scharfsinn entdeckt hatte, und Osman suchte nun in Fatmen ein Werkzeug, Selima in ihrer Liebe gegen Morad zu bestärken. Er nannte ihr Morad, erzählte ihr, wie er seine Bekanntschaft gemacht; erwähnte ihr zugleich sein Ansehen, seinen Reichthum, die über-

mäßige Vertraulichkeit, die er gegen ihn hege, und fügte endlich hinzu, daß es ihrer Liebe selbst großen Dienst leisten könnte, wenn Fatme alle Mittel aufböte, Selimas Neigung gegen Morad zu unterhalten.

Fatme versprach, in dieser Rücksicht ihrer Seits Alles aufzubieten. Sie machte sich keine Bedenklichkeit, Selima für eine Neigung zu stimmen, die sie ihrem Stande angemessen fand. Sie erwähnte daher Selima'n den Namen, den Stand, den Reichthum des Fremden, und erzählte ihr, daß er von ihrem Vater selbst, zu dem für Amurath angestellten Feste, eingeladen war. Dies beruhigte Selima, nicht allein in Rücksicht ihrer Neigung, sondern verlieh ihr noch eine größere Anhänglichkeit für dieselbe, die Fatme zu verstärken bald die schönste Gelegenheit fand.

Wir wissen, daß Elmar den folgenden Tag vor seiner Schwester erschien und ihre Hand für Amurath forderte. Kaum hatte er sich wieder entfernt, so vertrauete Selima den Antrag, den er ihr gemacht, Fatmen. „Wahrlich!“ fügte sie mit naiver Unbefangenheit hinzu, „wenn mein Bruder wüßte, mit welchem Mann ich mich jetzt beschäftige, er würde angestanden haben, mir Amurath

zu empfehlen, zum wenigsten so lange, bis ich Morad gänzlich vergessen habe.“

Ihr, Morad vergessen? fiel Fatme ein.

„Du hast sehr Recht, Fatme,“ entgegnete Selima lächelnd. „Ich gab mir alle Mühe, allein eine innere Stimme ruft mir zu: ich soll ihn nicht vergessen.“

Wer weiß was noch geschehen kann, erwiederte Fatme. Ihr habt den edlen Fremdling nur Einmal gesehen, allein noch nicht gesprochen, ja nicht einmal wiedergesehen. Solcher sanfte Eindruck verwischt sich leicht.

„Ihn wiedersehen!“ fiel Selima ein. Du hast Recht, Fatme. Aber wenn? wo?“

Dazu stehen tausend Wege offen, sagte Fatme. Allein —

„Nun! Nun!“ rief Selima voller Erwartung.

Die Frage ist: ob er euch wieder sehen will? sagte Fatme bedenklich.

„Geh doch, Fatme!“ versetzte Selima. „So wie er auf mich sah, mit dem Blick, mit welchem er mir begegnete, ist es nicht anders möglich, als daß er mich gern wieder sehen will.“

Ihr kennt, meine Gebieterin, die Männer

noch nicht, sagte Fatme mit einigem Nachdruck.

„Und du, Fatme?“ fragte Selima.

Fatme stutzte bei dieser naiven Gewissensfrage. Sie schien etwas zerstreut. Indeß sie hatte nun tief genug in Selima's Innern herumgeschaut, und hielt es daher rathsam, sich gegen Selima vor jetzt nicht deutlicher zu erklären. Wußte sie doch nun, was sie wissen wollte: daß Selima Morad ohne Anstand aufnehmen dürfte. Sie wandte daher ein Geschäft vor, um sich von ihrer Gebieterin zu entfernen. Unwillkührlich irrte sie im Garten umher, und kam, ohne daß sie es selbst wußte, zu der Laube, in welcher Osman ihrer stets am Abend entgegen zu sehen pflegte.

Sie fand Osman daselbst. Er hatte nun schon völlig den Plan angesponnen, nach welchem er Selima's sich zu bemeistern versichert war, und er erwartete Fatme, um durch sie die ersten Linien zu denselben zu ziehen.

Fatme erschrak, als sie Osman am hellen Tage an einem Orte erblickte, wo jedes Auge sie bei ihm gewahren konnte. Osman beruhigte sie aber, indem er ihr äußerte, daß er sie nicht lange behelligen wolle, und daß bloß die unbeschränkte Liebe

Morads zu Selima ihn verleite, sie jetzt hier zu erwarten, um zu erfahren, was Morads Liebe sich von Selima'n zu versprechen habe.

Osman vernahm nun mit vielem Vergnügen durch Fatme, daß Selima'n keineswegs die Aussicht, Morad zu sehen — zu sprechen, gleichgültig wäre. Diese Stimmung Selimas war ihm, nicht in Rücksicht Morads, sondern desfalls willkommen, weil er darin für seinen Plan einen offenen Weg gebahnt fand, von welchem er aber Fatmen den entferntesten Wink zu geben sich hütete. Vielmehr äußerte er ihr, daß sie nun, wenn sie für Morads Liebe etwas thun wollte, Selimas Verlangen nach dem Geliebten genügen müßte, und von ihrer Seite die Mittel aufzubieten habe, den beiden für einander gestimmten Wesen noch diesen Abend eine Unterredung zu verschaffen.

Nachdem nun Osman und Fatme hierin übereingekommen waren, nahm ersterer stehendes Fußes seinen Weg zu Morad, um ihn auf die glückliche Stunde vorzubereiten, die ihm diesen Abend bevorstehen sollte.

XIII.

Osman fand Morad in dem Kreise seiner Gäste, von der frohen und jovialen Laune beseelt, worin ihn vorzüglich ein, von einem Freunde eingeführter, sogenannter Musahib, durch seine Späße und drolligen Einfälle zu erhalten wußte, die dieser schlaue Kopf, wie mancher seiner Art, vor jeder Malzeit, zu der er gebeten wird, aus den mannichfaltigen Dichtern und Weltweisen des Orients schöpfte, und die er den Tischgenossen, nachdem er den Gesprächen eine schickliche Wendung dazu gab, aus dem Stegreif zu erzählen schien.

Osman nahm die Miene an, als erscheine er unvorsätzlich. Selbst gegen Morad suchte er sie zu behaupten. Und da die mehresten Gäste Leute waren, mit denen er schon in andern Zirkeln manche frohe Stunde hingebracht hatte, so ward er nicht allein laut bewillkommet, sondern erhielt auch in ihrem Kreise Sitz und Stimme.

Die Gegenwart Osmans weckte aber in Morad den Gedanken an Selima auf. Er konnte nicht vermuthen, daß Osman hätte einige Stunden hinstreichen lassen können, ohne gewisse Erkundigungen eingezogen zu haben, welche die Angelegenheit

sei-

seines Herzens betrafen. Ihn quälte eine peinigende Ungeduld. Osman auf die Seite zu nehmen, ihm seine Fortschritte abzufragen, wäre freilich der kürzeste Weg gewesen, sich aus diesem ängstlichen Zustand zu reißen. Indeß bedenkt man, daß seine leidenschaftliche Natur noch nicht jene Selbstständigkeit besaß, die allen unsern Aeußerungen einige Gewandtheit verleihet, daß sein zur Liebe gestimmtes Herz noch immer den Regeln eines anständigen und sittlichen Benehmens, welches Keuschheit genannt zu werden verdient, untergeordnet war; so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir ihn selbst gegen Osman eine gewisse Zurückhaltung behaupten sehen. Allein das bleibt entschieden, daß er mit schmachtender Erwartung dem Augenblick entgegen sah, in welchem er mit Osman allein zu seyn Gelegenheit hatte.

Indessen suchte er doch seine quälende Neugierde durch mancherlei kleine Beschäftigungen, und vorzüglich durch eine öftere kurze Entfernung von seiner Gesellschaft zu unterdrücken, wozu ihm vorzüglich die nunmehr herangerückte und ihm schicklich scheinende Stunde, sich seines Versprechens gegen Mustaph zu entledigen, und ihm durch Omrah die verabredete Summe zu übermachen, Gelegenheit gab.

Der Nachmittag war verstrichen, es begann schon etwas dunkel zu werden, und Morad gewahrte zu seiner Freude, daß die Gesellschaft zum Aufbruche geneigt war. Endlich kam der Augenblick, in welchem sich der ganze Zirkel bis auf Osman empfahl, und Morad mit diesem allein zu seyn Gelegenheit hatte. Osmans Scharfblick war es nicht entgangen, mit welcher Ungeduld Morad von ihm unterrichtet zu seyn wünschte.

„Ihr seyd sehr scharfsichtig, Morad," begann er daher, „das muß ich gestehen. Meine Miene muß euch verrathen haben, daß es euch heute lohnt, eure Neugierde durch mich befriedigt zu sehen."

Eure Miene? versetzte Morad. Beim Alla! Eine Marmortafel kann nicht glätter seyn als —

„Doch hab' ich," fiel Osman ein, „für euch gehandelt. Jetzt sollt ihr wissen, daß Selima euch nicht allein liebt, sondern euch auch zu sehen und zu sprechen wünscht."

Was sagt ihr, Osman? rief Morad.

„Noch mehr," fuhr Osman fort. „Ich habe alle Vorkehrungen getroffen, daß ihr sie noch heute sehen und sprechen könnt. Ich werde euch begleiten."

Göttlicher Osman! rief Morad mit gefühlvoller Stimme, du willst mich glücklich, sehr glücklich machen —

„Wir dürfen jetzt keine Zeit verlieren,“ fiel Osman ein. „Werfet euch in euren Dollman und kommt mit mir.“

Wir lassen nun Morad, in Begleitung Osmans, seiner Unterhaltung mit Selima entgegen eilen, und erzählen, was zwischen Mustaph und Isurath vorgefallen ist.

XIV.

Kurz nachdem Isurath sich von Osman getrennt hatte, nahm er seinen Weg zum Mustaph. Er stellte demselben vor, daß sein Gebieter, Ezad Pascha, in der Absicht ihn mit seinem Sohn hergesendet hätte, um von ihm die hundert Beutel in Empfang zu nehmen.

Mustaph war auf einen solchen Antrag gar nicht gefaßt. Er verband sich zwar immer, die Summen, die er von den Großen anvertrauet erhielt, zu einer bestimmten Zeit zurück zu zahlen; allein da er seine Zinsen richtig abtrug, so standen die mehresten und vorzüglich Ezad Pascha, der das

größte Zutrauen seit vielen Jahren gegen ihn hegte, nicht an, diese Termine zu verlängern. Mustaph war seiner Seits, wegen seiner verwikkelten Geschäfte, nie darauf vorbereitet, stets große Summen bereit zu halten, um nach der Laune seiner Gläubiger Zahlung zu leisten.

Mit Gelassenheit erwiederte er daher Isurath: er würde nicht anstehen, dem Pascha, seinem Gebieter, Zahlung zu leisten, wenn er im mindesten von dessen Vorsatz einige Zeit vorher unterrichtet gewesen wäre. Er glaube nicht, daß sein Zutrauen sich gegen ihn so vermindert habe, ihm die Nachsicht zu verweigern, die er bis zur Ankunft der nächsten Karavane sich erbitten müsse. Derselben habe er beträchtliche Vorschüsse gemacht. Und obgleich das lange Ausbleiben irgend einer Nachricht von derselben einige Unruhe erregte, so sehe er doch stündlich welcher entgegen, und wenn diese erfolgt seyn würde, sollte Tag und Stunde bestimmt seyn, Ezad Pascha die rückständige Summe zu erstatten.

„Dazu können wir uns, mein lieber Mustaph, nicht verstehen,“ versetzte Isurath. „Wir haben den entscheidenden Auftrag, nicht eher zu weichen, als bis ihr uns befriediget. Morgen erwarten wir Zahlung. Und alle Vorkehrungen haben wir

pflichtmäßig getroffen, uns auf dem Wege der Gerechtigkeit herbeizuschaffen, was ihr uns in Güte zu leisten verweigern solltet.“ Mit diesen Worten empfohl sich Isurath, und ließ den Alten in dem beunruhigendsten Zustand zurück, in den ein solcher Vorfall einen Mann von seinem Gewerbe versetzen muß.

Mustaph hatte sich wirklich durch das große in ihn gesetzte Zutrauen in einen Labyrinth von Geschäften verwickelt, bei dem er oft beträchtliche Ausfälle hatte, so daß er nicht allein sein Vermögen, sondern auch einen beträchtlichen Theil der ihm anvertrauten Summen, allmählig schwinden sah. Er fand in keinem andern Mittel seine Rettung, als wenn er die Trümmer seines noch bestehenden Vermögens auf solche Spekulationen einzig und allein verwendete, die ihn entweder in den größten Wohlstand wieder versetzen oder den völligen Untergang ihm bringen dürften. Von der Art war nun sein Unternehmen, bei der von Damas aus abgegangenen letzten Karavane, mit welcher er durch einige seiner Handelsgehülfen, beträchtlichere Summen, als er bisher daran wagte, auszuschicken keinen Anstand nahm, um ihm solche Waaren einzukaufen, auf welchen ein außerordentlicher Gewinn zu erwarten steht.

Die Karavane blieb diesmal nicht allein schon einige Monate länger als gewöhnlich aus, sondern ließ auch keine Nachrichten ihren Theilnehmern zukommen. Man war daher allgemein über das Schicksal derselben besorgt, und man kann denken, daß der alte Mustaph, schon durch diesen Umstand allein, von der peinigendsten Besorgniß hingerissen war, die er aber dennoch zu unterdrücken wußte. Allein das gegen ihn sich regende Mistrauen, das jetzt vorzüglich einer seiner größten Gläubiger äußerte, brachte ihn gänzlich außer Fassung und er dachte sich schon seinem Untergange nahe.

Indeß erhielt er eben die dreißig Beutel durch Omrah, welche ihm Morad zugesagt hatte. Er nahm sie mit dem gewissenhaften Vorsatz, bei der Ankunft der Karavane sie sofort Morad zurückzuzahlen, und betrachtete sie als ein Mittel, einen ungeduldigen Gläubiger dadurch zu beruhigen. Sofort schickte er diese Beutel an Isurath, mit dem Beifügen: daß die übrigen, sobald als es sich thun lassen würde, nachfolgen sollten. Der Gedanke, seinem Gläubiger durch diese abschlägliche Zahlung dahin gestimmt zu haben, mit dem Ueberrest seiner Schuld ihn bis auf die Rückkehr der Karavane hinhalten zu können, verlieh Mustaph wieder eine ge-

wisse Ruhe, mit der wir ihn die übrigen Geschäfte des Tages besorgen lassen wollen.

XV.

Der Abend war nun mit ziemlich großen Schritten herbeigekommen, und Selima, welche in Begleitung Fatmes einige Zeit im Garten umhergestreift war, äußerte nun, daß sie in einem der Boskets auszuruhen gesonnen wäre.

Fatme ihrer Seits verfehlte nicht, ihre Gebieterin zu dem Bosket hinzuleiten, wo sie Osman stets zu erwarten pflegte, und in welchem er, wie sie mit ihm Abrede genommen, mit Morad erscheinen sollte.

Wie erstaunte Selima, als sie in die Laube hinein trat und zwei Männer in derselben gewahrte! Sie wollte weichen, allein Morad eilte ihr entgegen, und umfaßte sie mit seinen Armen. „Selima!" rief er entzückt.

Wer wagt es, sagte Selima erschrocken, und wand sich aus Morads Armen.

„Verzeih meiner inbrünstigen Liebe, Selima!" fiel Morad ein. „Erkenn' in mir Morad."

Morad? Ihr hier? fragte die betroffene Selima. In dieser Zeit, an diesem Ort?

„Verzeiht einem Manne, Selima!“ fuhr Morad fort, „der deine Hand, Selima, nicht fordern will, bevor er nicht dein Herz besitzt.“

Meine Hand, mein Herz? entgegnete Selima. Ihr wißt, diese stehen nicht unter meiner Botmäßigkeit. Ich habe einen Vater —

„Ich nähere mich dir nicht, theure Selima,“ fiel Morad ein, „um ihm seine Rechte auf dich zu entreißen.“

Und eure Gegenwart entzieht sie ihm vielleicht, fügte Selima gerührt hinzu.

„Ist's möglich, Selima!“ rief Morad. „Dein Mund selbst sagt mir: du liebst mich.“

Der erste Blick, mit dem ihr mich trafet, hat mich dies sagen gelehrt. — Allein, längst glaubt ich mich von euch vergessen, Morad.

„Wie wenig kennst du deinen Werth, Selima,“ sprach Morad. „Dich vergessen — dich mir entrissen zu sehen, war der peinigendste Gedanke, der mich verfolgte, seitdem du dich meinen Augen entzogen hattest. — Nun hab' ich dich wieder. Ach! Und der Gedanke lebt von neuem in mir auf: Selima könnt' einem andern werden!“

Mit meinem Willen, Morad, entgegnete Selima, soll dies nicht geschehen.

„Man will uns trennen,“ sprach Morad mit erschütterndem Ausdruck. „Ich hab' so etwas gehört.“

Habt ihr? rief Selima betroffen.

„Wenn dem Henker unserer Liebe,“ fuhr Morad fort, „ein Streich gelänge.“

Nun — fiel Selima ein.

„Und du mir entrissen würdest, Selima,“ fügte Morad hinzu.

Seyd unbesorgt, Morad, sprach Selima mit sanfter Stimme. Meinen Vater kennt ihr. An ihn wendet euch. Findet ihr das nicht nach eurem Sinn', hält euch etwas von diesem Schritt zurück, so wird und kann euch doch jetzt nichts mehr verhindern, eure Selima so oft hier zu sehen, als Zeit und Umstände es erlauben, und sie wird euch jede Gefahr, die ihrer Liebe drohet, verkünden. —

„Göttliche Selima!“ rief Morad.

Jetzt trennen wir uns, fiel Selima ein. Des Weibes Pflicht ist, ihre Unbescholtenheit zu bewachen. Man könnte uns überraschen. — Und sie eilte mit Fatmen davon.

Morad war ganz von den sanften Gefühlen

hingerissen, in welche ihn Selimas Gegenwart und Aeußerungen versetzten. Im Rausche seiner Empfindungen umarmte er Osman, und dankte ihm für die glückliche Zukunft, die er ihm bereitet hatte.

Osman zog seiner Seits Morad mit sich, äußerte ihm, daß er seine ganze Kunst aufgeboten habe, einen jeden Anschlag gegen seine Liebe zu hintertreiben, doch mußte ihm Morad versprechen, nichts ohne ihn zu unternehmen. Dafür wollte er Morad den wirksamsten Zeitpunkt bestimmen, wenn er sich dem alten Mustaph zu entdecken habe, indem er genau die Gefahren zu kennen vorgab, die Morad drohen dürften, wenn der alte Mustaph eher etwas von seiner Neigung zu Selima erfahren sollte, als rathsam wäre.

Unter diesen Aeußerungen Osmans kam Morad vor seine Wohnung. Es war schon spät, er entließ daher seinen Gefährten und zog sich allein in dieselbe zurück.

Drittes Buch.

I.

Mehemet hatte indeß nicht verfehlt, der genommenen Verabredung gemäß, Zeli, seine sogenannte Schwester, am späten Abend nach Morads Wohnung zu begleiten. Omrah war schon auf ihre Ankunft vorbereitet, und er ermangelte nicht, das ihm verschleiert übergebene Weib in ein von Morad angewiesenes Gemach zu führen, wo Zeli alles zu ihrer Bequemlichkeit Erforderliche vorfand. Als Mehemet erfuhr, daß Morad nicht gegenwärtig sey, so verfehlte er nicht, nachdem er Omrah an die nöthige Aufmerksamkeit gegen Zeli erinnert hatte, sich zu entfernen.

Man dürfte nicht vermuthen, daß Omrah die Einführung Zelis bei seinem Gebieter aus gewissen Gründen, mit Wohlgefallen entgegen sah. Es war ihm keinesweges entgangen, daß Osman, durch

seines Gebieters Liebe zu Selima, ihm einen hohen Grad von Zutrauen abgewonnen hatte, wobei er am meisten zu verlieren Gefahr lief. Zeli schien ihm daher ein Mittel abzugeben, wodurch Morads Neigung zu den Weibern ein vielseitiger und offener Spielraum geschaffen werden könnte. Omrah betrachtete Morads Liebe zu Selima als eine Schwärmerei, die ihn zu gewissen Schritten leiten dürfte, welche seinem Ansehen und seinem Rufe nachtheilig seyn könnten, und er zweifelte keinen Augenblick, daß Zelis Reize es veranlassen müßten, ihn nicht allein von jener Schwärmerei zu heilen, sondern auch seine Liebe zu Selima in eine gegen jede sich ihm darbietende Schönheit zu verwandeln. Und dann, dachte Omrah, werde auch ich, für die Liebeslaunen meines Gebieters, etwas zu thun vermögen.

Als Omrah sich nun so mit sich allein unterhielt, ward er von Morad überrascht, der mit froher und munterer Laune ins Zimmer trat. Es schien, als wenn seine Unterhaltung mit Selima ihm einen heitern und klaren Himmel geschaffen hätte.

„Wohlan, Omrah! rasch mir ein Abendbrod bereitet," rief er.

Für euch allein? fragte Omrah.

„Ich werde schwerlich noch heute besucht werden,“ versetzte Morad.

Was nicht geschehen wird, ist schon geschehen, sagte Omrah lächelnd.

„Wie? Was?“ rief Morad.

Mehemet hat Wort gehalten, fügte Omrah hinzu.

„Ist Zeli gegenwärtig, hier —?“ fragte Morad.

Sie erwartet eurer ohnfehlbar beim Abendmal, fiel Omrah ein.

„Meiner?“ rief Morad. „Nein, Omrah, dies kann nicht geschehen. Ich bleibe heute schon allein. Entschuldigt mich bei Zeli'n. Ich nehme einige Nahrung und ziehe mich in mein Gemach zurück. Rasch! Rasch!“

Die Gleichgültigkeit, in welcher Omrah seinen Gebieter gegen Zeli fand, war ihm keinesweges sehr auffallend, sondern er schloß sehr richtig, daß der Eindruck, den Selima auf ihn gemacht hatte, eine solche Kälte gegen jedes weibliche Wesen ihm jetzt erhalte. Er schwieg daher, besorgte das Abendmal, und Morad, nachdem er solches zu sich genommen, zog sich in sein Schlafgemach zurück.

II.

Omrah eilte nunmehr zu Zeli. Die Neugierde plagte ihn schon seit ihrer Ankunft, sie zu sehen und ihr nahe zu kommen. Die Gelegenheit mit dem Auftrag Morads zu ihr, ohne sie zu beleidigen, eintreten zu können, beflügelte seine Schritte. Er fand Zeli entschleiert und in solcher Bekleidung, die ihn jeden ihrer Reize errathen ließ. Bewunderndes Staunen bemeisterte sich seiner und er konnte nur mit Mühe vorbringen: daß sein Gebieter wegen einiger Unbehaglichkeit nicht gestimmt wäre, sie noch diesen Abend, auf eine ihren Reizen angemessene Art zu bewillkommen.

„Wer erwartete dies?" erwiederte Zeli mit einem befremdenden Ton. „Ich bin auf Dinge der Art nicht vorbereitet worden."

Ich erfülle die Aufträge meines Gebieters, sagte Omrah.

„Und ich glaube," fuhr Zeli fort, „daß ich hier an einen Orte versetzt bin, wo ich vor den Verfolgungen gesichert seyn werde, denen mich das Schicksal neuerdings entriß."

Wißt ihr etwa nicht, fragte Omrah, wo ihr seyd? Wißt ihr nicht, daß Morad —

„Ich

„Ich weiß nichts, gar nichts,“ entgegnete Zeli; „hoffe aber, daß das Schicksal mich in den Versuchungen nicht unterliegen lassen wird, die ich hier bestehen zu müssen ahnde.“

Omrah sah Zeli mit betroffenem Blick an. Er wußte nicht wie er, den sich gedachten Zweck ihrer Einführung bei Morad, mit ihren Aeußerungen zu vereinigen hatte. Er sann hin und her, was er von Zeli zu denken habe. Bald verliehen ihm ihre Aeußerungen die hoffnungsvolle Aussicht, Morad mit größern Schritten als er erwartete, seinen Hang zu den Weibern verfolgen zu sehen, bald wähnte er, daß Morad vielleicht zu ihrer Aufnahme Bewegungsgründe haben dürfte, die mit seiner auf Selima sich beschränkenden Neigung in gewissen Verhältnissen stehen könnten. Dieses Schwanken seines Geistes erregte in ihm eine Neugierde, welche er nicht zu unterdrücken vermochte. Er wollte bald gehen, und blieb wieder; und er schien Zeli sagen zu wollen: ich weiß wahrlich nicht, mit welchen Gesinnungen ich euch verlassen soll.

Zeli ihrer Seits sah wieder in Omrah einen Hausgenossen, der von der Denkart der übrigen ihr äußerst abzuweichen schien, da er so entfernt war, von irgend einem Vorhaben unterrichtet zu

seyn, das Mehemet mit ihr, durch ihre unerwartete Einführung in Morads Haus, zu haben schien. Sie gewann daher einiges Zutrauen gegen ihn, und versuchte es sich ihm zu nähern.

„Omrah!" Sagte sie daher nach einer kleinen Pause, „ihr messet mich mit euren Augen, und solltet mich mit eurem Herzen messen."

Dazu bin ich nicht berufen, meine Gebieterin, entgegnete Omrah.

„Gebieterin?" rief Zeli. „Das will ich, das kann ich nicht seyn. Hat Mehemet mein Vertrauen gemisbraucht, so hoffe ich in euch, Omrah, einen Mann gefunden zu haben, der es besser zu schätzen wissen wird. Ihr müßt meine Schicksale kennen, und dann hoffe ich, in euch einen Freund zu finden."

Die wirklich guten Menschen können wohl durch Beispiel zu Bosheiten verleitet werden, sie erscheinen aber immer wieder ganz unbefangen und milde, wenn man ihnen ein gewisses Zutrauen gegen ihre Redlichkeit empfinden läßt. Bei den Worten, Vertrauen und Freundschaft milderten sich Omrahs Züge.

Euer Blick trügt euch nicht, schönes Weib, sagte Omrah mit gerührter Stimme. Des alten

Dieners Auge dürfte eine gewisse Schärfe fehlen. Ich will daher ganz Ohr seyn, um meinen Irrthum zu berichtigen.

„Mein Vater," begann daher Zeli, „war der Sklave eines gewissen Ob-Mansur, der ihm für seine treu geleisteten Dienste die Freiheit schenkte. Ich war damals noch jung, verrieth aber schon viele Reize, und mein Vater äußerte seinem Gebieter, im Gefühle der Dankbarkeit, daß er alle Sorgfalt auf meine Erziehung verwenden wolle, Ob-Mansur in seiner Tochter einst eine Zierde seines Harems übergeben zu können. Das Glück begünstigte meinen Vater in seinen Unternehmungen, und er hatte Mittel, auf meine Erziehung alle Sorgfalt zu verwenden. Kaum sah mein Vater, daß meine Talente mit meinen Reizen sich ziemlich entwickelten, so erinnerte er sich seines gegebenen Wortes und trat mit mir die Reise zum Ob-Mansur an. Dieser ward von meinen Reizen so gefesselt, daß er mich sofort in sein Harem aufnahm. Mit welchem Widerwillen ich dasselbe betrat, werdet ihr euch leicht vorstellen können, wenn ich euch sage: daß ich in der Heimath und im Vaterhause einen Geliebten zurück ließ, der zwar nur meines Standes, aber mein Geliebter war. Untröstlich

war ich bei dem Gedanken, dem Jüngling auf ewig entsagen zu müssen, als endlich das Schicksal für meine Liebe mir einen Stral von Hoffnung zeigte. Kurz nach meiner Ankunft in Ob-Mansurs Harem ward mein Gebieter krank. Er siechte über ein Jahr und starb. Durch den Tod Ob-Mansurs wähnte ich nun in den Schooß meiner Eltern zurückkehren zu können und dort meinen Geliebten zu finden, allein sein Bruder, Ben-Mansur, nahm als Erbe Alles in Besitz, und auch ich sah mich nun unter seiner Botmäßigkeit. In dem Zeitpunkt, als Ben-Mansur Besitz von dem Nachlasse seines Bruders nahm, belebte ihn vorzüglich die Neigung zu einer Griechin, und ich fand mich daher von seinen Verfolgungen befreiet. Ich lebte einige Monden sehr ruhig und froh, und sah einer schönen Zukunft entgegen. Eines Tages wandelte ich in dem Garten Ben-Mansurs umher, beschäftigt mit dem Gegenstande meiner Liebe. Himmel! wie staunte ich, als ich ihn plötzlich vor mir sah. Es war am lichten Tage. Ich wollte ihn keiner Gefahr aussetzen und floh in ein Bosket, wohin er mir folgte. Ich fürchtete aber beobachtet zu werden, trennte mich neuerdings von ihm mit der Aussicht, bald eine günstigere Gelegenheit zu erha-

schen, den Geliebten, den das Schicksal mir so sonderbar zugeführt hatte, ungestörter sprechen zu können. Allein vergebens wandte ich mein Auge nach ihm umher, und ich wähnte fest, daß meine Phantasie mir mitgespielt hätte. Ben-Mansur mußte aber gegen seine Griechin eine gewisse Gleichgültigkeit gefaßt haben, denn er erschien eines Tages in dem Kreise seiner übrigen Weiber. Ich zog seine Aufmerksamkeit auf mich, und er würdigte mich seiner Unterhaltung. Kaum hatte er mich verlassen, so näherte sich mir ein gewisser Mehemet, Ben-Mansurs Vertraute und Genosse aller seiner Handlungen: „ich weiß Zeli," redete er mich an, „ihr liebet einen Jüngling. Mein Scharfblick gewahrte, daß Ben-Mansur einige Neigung gegen euch gewonnen hat. Ich bin euer Freund und wünsche eurem Herzen keine Gewalt angethan zu sehen. Ich erbiete mich daher, alle Vorkehrungen zu treffen, euch nicht allein einen Ausweg aus diesem Harem zu verschaffen, sondern euch auch einem Orte, wo ihr vor Ben-Mansurs Verfolgungen gesichert seyn sollet, zuzuführen, und wo ihr der Wiederkehr eures Geliebten werdet entgegen sehen können." — Ich glaubte einen Engel des Himmels vor mir zu erblicken, als ich ferner aus sei-

nem Munde vernahm', daß mein Geliebter mir wirklich erschienen wäre, und daß er ihn bloß entfernt hätte, um uns beiden der Gefahr zu entreißen, der wir ausgesetzt waren, wenn man uns entdeckte. Bereitwillig nahm ich Mehemets Anerbieten an, und einige Tage nachher sah ich mich aus Ben-Mansurs Harem durch ihn entführt, und in eine Wohnung versetzt, wo ich einsam, aber ruhig, meine Tage so lange hinzubringen dachte, bis ich fest versichert war, daß mich Ben-Mansur gänzlich aufgegeben, oder Mehemet den Aufenthalt meines Geliebten entdeckt haben würde. — So lebte ich nun einige Monden. — Gestern erschien Mehemet mit der für mich schrecklichen Nachricht vor mir: Ben-Mansurs Kundschafter seyen mir auf der Spur, und ich stehe in Gefahr, von ihnen aufgehoben zu werden; er fände es daher rathsam, daß er mich nach einer andern Wohnung in Sicherheit bringe, äußerte er, und fügte zugleich hinzu: daß er bei Morad, einem seiner Freunde, mir eine anständige Aufnahme besorgt hätte. Ich glaubte zu einem Mann meines Standes mich geführt zn sehen; allein alles was ich hier um mich gewahre, der Reichthum, die Pracht, selbst eure Aeußerungen, Omrah — erregen in mir die Besorgniß, daß

mein Führer mich unter die Botmäßigkeit eines Mannes gebracht, der mir neuerdings die Hoffnung raubt, meinen Geliebten wieder zu sehen. — Omrah! darf ich eurem Blick glauben, hab' ich mich einem gewissenhaften Manne in euch anvertraut, so entdeckt mir die Absichten, die man mit mir hier hat. Ich fordere euch nicht auf, mich der Schlinge zu entziehen, die man mir gelegt. Nein! nur die Gefahren nennt mir, die meiner Liebe drohen. Ich will ihnen standhaft entgegen sehen. Nur von meiner ängstlichen Ungewißheit befreiet mich.

Omrah war erstaunt bei Zeli's Erzählung. Er wußte nicht, ob er ihrer Angabe trauen oder sich durch sie gegen Morad einnehmen lassen sollte. Indem er ihr daher betheuerte, daß er keinesweges etwas um das wisse, was sie von ihm zu erfahren wünsche, so stieg in seinem Innern doch der Gedanke auf, daß er berechtigt sey, gewisse Vermuthungen gegen Morad zu hegen. Und insofern er es für Pflicht hielt, dem hintergangenen Mädchen einen Beistand nicht zu versagen, verfehlte er nicht, ehe er sie diesen Abend verließ, ihr die Versicherung zu geben: daß er seiner Seits alle Mittel aufbieten wolle, ihr einen Aufschluß über ihre Bestimmung zu geben, behielt sich aber bei seiner

Gutmüthigkeit auch den Punkt vor, in seinen Nachforschungen nichts von Morads Gunst aufzuopfern, um welche, nach seiner Vorstellungsart, ihn zu bringen, Zeli mit ihrem Begleiter sich auf mannigfaltige Art einverstanden haben dürfte.

III.

Osman, der Vertraute von Morads Liebe, war nun vorzüglich mit dem Gedanken beschäftigt, welche Mittel und Wege er ferner zu wählen habe, sich Selima's zu versichern. Es kam bloß darauf an, daß er ihr Zutrauen zu ihren Angehörigen schwächte, und mehr für Morad oder dessen Vertrauten stimmte.

Zu diesem Zweck nahm er den andern Morgen sogleich seinen Weg zu Elimar. Er äußerte ihm, daß er in der Absicht käme, ihn als Freund aufzumuntern, seiner Schwester anzuliegen, Ezad Paschas Sohn ihre Hand zu reichen. Er erzählte ihm nun, welche Richtung die Gesinnung Ezads gegen seinem Vater genommen, und daß diese vielleicht, durch die vom Sohne gegen seine Schwester gefaßte Neigung, wieder in ihr voriges Geleis gebracht werden dürfte.

Elimar hörte mit Erstaunen, was Osman ihm erzählte. Er hatte sich nie um das Gewerbe seines Vaters bekümmert. Der Ruf, in welchem Mustaph wegen seines Reichthums und seines Ansehens stand, belebte in seinem Sohne einen Eigendünkel, nach welchem er sich berechtigt hielt, eine edlere Laufbahn zu verfolgen. In der That bot er alle Mittel auf, in den Dienst der hohen Pforte zu gelangen, wozu ihm jetzt der Vorsatz, sich mit Ezad Paschas Sohn verschwägert zu sehen, die schönste Aussicht darbot.

Sogleich eilte nun Elimar zu seinem Vater, um sich von der Aussage Osmans zu überzeugen, und es befremdete ihn noch mehr, als ihm Mustaph über alles die nämliche Auskunft gab. Er nahm nun Gelegenheit, dem Vater vorzustellen, daß er sich, durch seine Nachgiebigkeit gegen Selima, diese unangenehme Behandlung selbst zugezogen hätte, und daß er sie noch mildern dürfte, wenn er Selima durch sein väterliches Ansehen bequemen wollte, dem Sohne Ezads ihre Hand zu reichen.

„Ich fühle," äußerte der alte Mustaph, „sehr die Verlegenheit, in welche mich Ezad Pascha versetzt. Ich wünschte selbst ein Mittel auszufinden,

ihn gegen mich zu einem glimpflichern Verfahren zu veranlassen. Glaubst du, mein Sohn, daß Selima es bewirken könnte, so suche du sie zu bewegen, Amuraths Wünschen Gehör zu geben. Ich meiner Seits sehe standhaft meinem Untergange entgegen, und finde es der kaufmännischen Ehre zuwider, meine Rettung etwas Anderem zu verdanken, als meinen Umständen selbst.

Elimar nahm die Aeußerung seines Vaters als eine ihm verliehene Freiheit auf, jedes Mittel, das Selima zur Nachgiebigkeit gegen dem Sohne Ezads bequemen dürfte, verwenden zu können. Er eilte daher zu seiner Schwester, verfolgte sie von Neuem mit seinen Anträgen. Er bat, stellte ihr die Verlegenheit vor, in welche der Vater versetzt wäre, drohete, ward aufgebracht und stürmte endlich. Dennoch vermochte er nichts über Selima. Ihr Inneres beschäftigte bloß Morads Bild. Sie blieb unerschüttert, weil es ihr gegenwärtig war. Mit Gelassenheit entgegnete sie dem Bruder. Bald sah sie mit stierem, bald mit schmachtendem Blick umher, und äußerte endlich, als er ausgetobt hatte, mit einer himmlischen Sanftmuth: „Für die Rettung meines Vaters ist mir keine Fessel zu schwer, Elimar. Von ihm selbst will ich

vernehmen, welches Opfer ich ihm zu bringen habe.

Elimar freuete sich ob dieser Aeußerung seiner Schwester. Er glaubte, daß sie seine Zudringlichkeit bewirkt, und sah schon im Voraus seine Wünsche erreicht. Er verließ Selima daher zufriedener, als er anfänglich hoffen durfte.

In Selima's Innern entstand nun ein heftiger Kampf. Lebhaft von den Pflichten gegen ihren Vater überzeugt, würde sie Alles seiner Ruhe geopfert haben, wenn nicht ihre gegen Morad gefaßte Neigung ihrem Willen eine Fessel angelegt hätte. Sie wogte zwischen Pflicht und Liebe. In diesem ihrem Zustande nahete sich ihr Fatme. An ihrer Seite entlastete sie sich des Gedankentaumels, der in ihrem Innern umherstörte. Es kehrte bei ihr eine milde Ruhe ein, und führte sie auf den beruhigendsten Gedanken einer gewissenhaften Seele, ihr Heil den Händen des Schicksals zu übergeben. Sie beschloß daher, sich zu ihrem Vater zu begeben, und sein Ausspruch sollte über ihre Bestimmung entscheiden.

IV.

Der alte Mustaph war mit dem Frühesten schon beschäftiget, über die Mittel nachzudenken, welche er zu ergreifen habe, um seinem Fall, wo möglich, vorzubeugen. Alles kam jetzt darauf an, den zudringlichen Forderungen des Bevollmächtigten Ezad Paschas genügen zu können. Er ahndete sehr richtig, daß Isurath, trotz der gestern erhaltenen dreißig Beutel, doch geneigt seyn dürfte, auf die fernere Abtragung seiner Schuld zu dringen, und er war daher bedacht, auf diesen Fall sich einige Baarschaft bereit zu halten, um diesen lästigen Gläubiger auf kurze Zeit wieder zufrieden stellen zu können. Keinen andern Ausweg fand er in der Rücksicht vor, als sich an Morad zu wenden, den er daher mit dem Frühesten zu sich hindeuten ließ.

Nichts konnte Morad mehr auffallen, als diese zeitige Einladung Mustaphs. Er gerieth in Verlegenheit, ob er ihr genügen sollte. Bald kam er auf den Gedanken, daß der Alte hinter die Unterhaltung, die er mit Selima gestern gehabt, gekommen seyn möchte; bald fürchtete er, daß er sich gegen ihn in Rücksicht seines Verständnisses mit der=

selben verrathen dürfte. Endlich faßte er Muth und beschloß, kühn dem entgegen zu gehen, was er in Rücksicht seiner Liebe zu fürchten oder zu hoffen haben könnte.

Morad fand sich sehr überrascht, als ihm, bei seinem Eintritt in Mustaphs Gemach, derselbe mit Entschuldigungen entgegen kam, daß er ihn schon so früh behelligte. „Euer in mich gesetztes Vertrauen, Morad," begann der Greis, „macht es mir zur Pflicht, mich an euch zu wenden. Ich werde jetzt durch einen zudringlichen Gläubiger in eine Verlegenheit gesetzt, aus welcher mich nur euer guter Wille zu ziehen vermag. Kann ich heute bei euch auf zwanzig bis dreißig Beutel neuerdings rechnen?"

Auf einen Antrag der Art war Morad gar nicht vorbereitet. Was war ihm jetzt sein Gold! Er saß bei Selimas Vater, bei dem Mann, der über ihre Freiheit, ihre Hand gebot. Eine solche Summe war ihm eine Kleinigkeit, ihn dadurch auf die entfernteste Art für seine Liebe zu gewinnen. Morad stand daher nicht an, Mustaph die dreißig Beutel zu versprechen. Bei dieser Aeußerung drängte sich aber doch in ihm der Gedanke hervor, ob es wohl jetzt nicht die schicklichste Gelegenheit

wäre, einige entfernte Aeußerungen über seine Neigung gegen Selima fallen zu lassen. Er saß daher schwankend zwischen Schweigen und Sprechen.

Der alte Mustaph glaubte in Morads zurückhaltendem Wesen eine Bedenklichkeit zu erblicken, die er aber schlau genug nicht zu bemerken scheinen wollte. Er unterbrach daher die Stille mit der Frage: „Habt ihr vielleicht, Morad, die Summe nicht bereit? Macht euch das Herbeischaffen derselben einige Umstände, so thue ich Verzicht —"

Ihr irrt euch, Mustaph, fiel Morad ein. Bewahre! Ihr könnt sie gleich von mir in Empfang nehmen lassen. Ich schaff' —

„Des Herbeischaffens will ich euch überheben," entgegnete Mustaph. „Ich beordere einige meiner Geschäftsträger nach eurer Wohnung. Erwartet meine Rückkunft."

Mit diesen Worten verließ Mustaph das Gemach, und Morad blieb allein. Er machte sich Vorwürfe in Rücksicht seiner Zurückhaltung gegen den Vater seiner Geliebten, und war fest entschlossen, wenn derselbe zurückkäme, einiges über seine Neigung gegen Selima zu äußern.

Er war eben mit diesem Gedanken beschäftiget,

als seine Aufmerksamkeit durch das Rauschen eines leichten Gewandes erweckt ward. Er blickte auf. Man denke sich sein Erstaunen; Selima stand vor ihm; und denke sich Selima's Betroffenheit, als sie statt des Vaters, den sie wähnte allein und auf seine Arme gestützt im Divan zurückgelehnt vor sich zu sehen, Morad erblickte. Kaum gewahrte sie ihren Irrthum, so wollte sie davon eilen. Allein Morad, dessen Einbildungskraft von dem Bilde der Geliebten erhitzt war, konnte ihren Reizen nicht widerstehen. Er sprang von seinem Sitze, hielt sie auf und nahm sie in seine Arme. Sie vermochte sich nicht los zu machen, vielmehr schien sie von Empfindung ganz gefesselt zu seyn, als der Mann sie berührte, dessen Bild sie nicht aus ihrem Herzen entfernen konnte.

In diesem Zustande gegenseitiger Theilnahme überraschte der alte Mustaph die Geliebten. Selima ward von seiner Ankunft aufgeschreckt. „Morad!" rief sie, indem sie sich aus seinen Armen winden wollte, „mein Vater! Wir sind verlohren!" Und mit diesen Worten fiel sie wieder erschöpft in seine Arme zurück. Morad überfiel eine Bewußtlosigkeit, die ihn seine Haltung in der Gegenwart Mustaphs nicht verändern ließ.

Den Alten mußte dieser Anblick befremden. Er wußte nicht ob er seinen Augen trauen sollte. „Selima! Meine Tochter!“ rief er. „Morad! Was ist vorgefallen —“

Morad hatte sich wieder etwas gesammelt. Er gewahrte Selima entkräftet in seinen Armen. Er trat sofort mit ihr zu einem Divan und legte diese ihm theure Bürde vor sich hin. Im Taumel der Empfindung ergriff er ihre Hand, wandte sich zu dem Alten und sprach mit gepreßter Stimme: „Ich liebe eure Tochter, Mustaph. Doch weiß ich, was ich euch als Vater schuldig bin. Habt ihr andere Absichten mit ihr, so trete ich zurück. Ihr wißt nun meine Gesinnungen und nur mit eurem Willen werde ich sie wieder sehen.“

Bei diesen Worten verließ er zugleich gerührt das Zimmer. Staunend sah ihm Mustaph nach. — Das Gewerbe, worin er erzogen ward, gab ihm von seinen frühesten Jahren an so viele Beschäftigung, daß er nie Gelegenheit hatte, in die verwikkelten und verschlungenen Wege der Liebe sich zu verlieren. In ihm hatte sich nie der Keim jener sanften Empfindung entwickelt, welche einem jugendlichen Herzen für die höhern Freuden und Leiden der Liebe solche Beharrlichkeit schafft, daß es

ihr alle Aussichten und Vortheile unterordnet, die der Eigennutz und die Ehrbegierde uns vorspiegeln. Er betrachtete also diesen Vorfall als eine Begebenheit des Ungefährs. Morad sah hier Selima, dachte er. Sie ist schön, reizend, er jung, gewandt, und was war natürlicher, als daß er für sie empfänglich war, sie umarmte, was war natürlicher, daß, als ich sie überraschte, sie erschrak und —

Allein eine kleine Unzufriedenheit stieg in ihm gegen Morad auf. Er schien ihm zu weit gegangen zu seyn. Die Tochter Mustaphs, in dem Hause ihres Vaters, in dessen Zimmer, mit solcher stürmenden Liebe zu verfolgen, das — dachte er — ist wohl unbescheiden, verletzt die Achtung, die er mir schuldig ist.

Selima hatte indeß allmählig ihr Auge geöffnet, und war wieder ziemlich zu sich gekommen. Sie hatte die Aeußerungen Morads nicht vernommen und wußte also nicht, wie weit ihr Vater in die Geheimnisse ihres Herzens eingeweiht war. Ist es nun eine gewisse Aengstlichkeit gewesen, wegen dieses Vorfalls etwa eine Ahndung von Seiten des Vaters fürchten zu müssen, oder faßte sie den Vorsatz, erst abzunehmen, wie ihr Vater den Auftritt

betrachten möchte, der ihre Zunge fesselte; genug, sie brachte keinen Laut hervor.

Wie erstaunte sie aber, als der Vater, kaum daß er sie munter bemerkte, mit sanfter Stimme zu ihr trat: „Beruhige dich, meine Tochter. Es war ein übereiltes Unternehmen eines Jünglings. Verzeih ihm, wie ich ihm verzeihe. Morad ist rechtschaffen genug, wenn er wieder zu sich kommt, einzusehen, daß er in seinem Benehmen sich vergangen hat."

Aus dieser Aeußerung ihres Vaters glaubte Selima sehr richtig folgern zu können, daß er mit ihr ganz andere Absichten habe, als sie mit Morad zu vereinigen. Es schien ihr, als wolle er ihre sich nur zu sehr verrathene Neigung gegen Morad nicht bemerken, und es begann der Verdacht gegen ihren Vater in ihr zu wurzeln, daß er mit dem Vorsatz ihres Bruders — sie mit Amurath zu vereinigen — einverstandener sey, als sie vermuthet hatte.

Diese von ihrem Vater gefaßte Meinung schlug sie so sehr nieder, daß sie völlig jene Standhaftigkeit verlor, mit welcher sie sich zu ihm begab, um ihm ihre Ruhe, ihre Liebe aufzuopfern, und ihm zu äußern: daß sie ihren Willen nach seinen Absich-

ten bequemen wolle. Nichts war natürlicher; denn die Menschen sind gemeinhin nur beim Anblick der Gefahr standhaft, wenn ihnen der kleinste Strahl der Hoffnung entgegen leuchtet, ihr zu entgehen. Selima hatte, bei der Stimmung, in der sie ihren Vater sich dachte, nichts mehr zu hoffen, und sie nutzte daher die Gelegenheit, sich mit anscheinender Ruhe in ihr Gemach zurückzuziehen, die sich ihr bald darbot, da der alte Mustaph eben wieder zu seinen Geschäften abgerufen ward.

V.

Indeß Selima nun in einiger traurigen Stimmung zu Fatme, ihrer Vertrauten, zurückkehrte, und derselben nicht allein umständlich alles, was so eben bei ihrem Vater vorgefallen war, sofort erzählte, sondern ihr auch alle Besorgnisse mittheilte, von welchen ihre Seele geängstiget ward, hatte Morad bereits den Weg zu seiner Wohnung zurückgelegt, wo seiner die Geschäftsträger Mustaphs schon warteten, um die ihm versprochenen Summen in Empfang zu nehmen, welche er ihnen auch ohne ferneren Anstand durch Omrah verabfolgen ließ.

Der Ernst, der sich auf Morads Gesicht gela-

gert hatte, verscheuchte Omrah'n allen Muth, sich ihm mit seiner gewöhnlichen Vertraulichkeit zu nähern. Er stand vor ihm in gewisser Ferne, und machte seine Betrachtungen über die täglich merklichere Veränderung, die er an seinem Gebieter wahrnahm. Indeß beschäftigte ihn zugleich lebhaft der Gedanke, einen solchen Blick in Morads Innere thun zu können, um zu erfahren, in welchem Verhältniß er mit Zeli stehen möge. Ihre Reize hatten bei Omrah einen solchen Eindruck veranlaßt, daß er es sich zur Pflicht machte, so viel für sie zu thun, als sie um ihre Tugenden und ihre Schicksale verdiente. Er hatte bald Gelegenheit, einigen Stoff zu erhaschen, der ihn zu Bemerkungen verleitete, von welchen die Folge lehren wird, ob sie die richtigsten waren.

Morad saß eine Zeitlang in sich gekehrt, und dachte an die Folgen, welche seine Erklärung gegen den alten Mustaph haben könnte. Er schien mit sich selbst nicht sehr zufrieden zu seyn, und fürchtete nicht nachdrücklich genug für seine Liebe das Wort geführt zu haben. Dieser in ihm aufgestiegene Gedanke ängstigte ihn in dem Grade, daß er von seinem Sitze sich erhob, und mit großen Schritten auf und ab ging.

In dieser seiner Selbstunterhaltung störte ihn Ali, der sich vor einigen Stunden eingefunden hatte, um seinen Dienst anzutreten, und sich nun seinem Gebieter vorstellte, seine Befehle zu vernehmen. Morad war jetzt allzu unzufrieden mit sich selbst, als daß er nicht in dem kleinsten Umstande hätte Veranlassung finden sollen, von sich abzukommen. Alis Erscheinung war ihm daher äußerst willkommen.

„Ich will dir gleich Beschäftigung geben, Ali!" rief er ihm entgegen. „Komm mit mir! Du sollst die Strecke in Augenschein nehmen, welche ich zum Garten umschaffen will." Und hiermit schritt er, in Ali's Begleitung, zu dem mit einigen Platanen und Ulmen besetzten Raum hinter seiner Wohnung. Hier blieb er stehen, zeigte Ali dessen Größe, und welche schöne Anlagen sich darauf anbringen ließen. Ali verfehlte nicht, den Regeln seiner Kunst gemäß, den Platz zu messen, die Güte des Bodens in genauen Augenschein zu nehmen, und einiger Mittel zu erwähnen, welche man aufbieten müsse, um denselben zweckmäßig benutzen zu können.

Morad war eben im Begriff, sich hierüber weitläuftiger mit Ali einzulassen, als plötzlich der

bezaubernde Gesang einer weiblichen Stimme ihm Stillschweigen zu gebieten schien. Er horchte auf und ermaß, daß der Gesang aus irgend einem seiner Gemächer käme. Seine Einbildungskraft ward erweckt. Er ließ Ali stehen, ging der Stimme nach, die ihm so hinreißend entgegen tönte, und gewahrte endlich, daß sie aus dem Gemache kam, welches er Zeli hatte anweisen lassen. Es ist Zelis Stimme, denkt er, es ist eben die Stimme, die mich bei Mehemet bezauberte. Er stand unter dem Gemach und war ganz Ohr.

Ali seiner Seits war ebenfalls von dem Zauber der Stimme gefesselt. Je länger er sie hörte, je bekannter schien sie ihn zu seyn. Er schlich in einiger Entfernung Morad nach, stellte sich in einen Winkel, wo er von ihm unbeobachtet bleiben konnte, und zugleich das Fenster nicht aus dem Auge verlor, aus welchem die Stimme herhallte.

Mit Befremden sah indeß auch Omrah seinen Gebieter auf Zelis Gesang lauschen. Er wähnte, daß Zeli vorsätzlich ihre Stimme hören ließe, um Morads Aufmerksamkeit zu fesseln. Und der bedenkliche Zweifel stieg in ihm auf: daß es von Zeli bloß vorgegeben wäre, wenn sie ihm äußerte, sie

sey ohne Absicht auf Morad bei ihm eingeführt worden. Sie wirft, dachte er ferner, wahrlich ihre Angel sehr schlau, um Morad zu fesseln, und scheint es voraus zu sehen, daß seine Einbildungskraft erobert seyn muß, wenn sein Auge durch weibliche Reize gefesselt werden soll.

VI.

Morads Einbildungskraft war nun aufgeregt. Der Gesang bezauberte ihn. Er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, an dem weiblichen Geschöpfe, das mit solcher hinreißenden Stimme ihn fesselte, seine Augen zu weiden. Er eilte daher in Zelis Gemach. Auf eine ganz neue Art ward er hier überrascht. Er fand Zeli auf einem Divan zurückgelehnt, in einem nachlässig umgeworfenen Gewande, das tausend Reize, die es verhüllen sollte, entdeckte. Er sah sie an, staunte, und bewunderte den Umriß ihres schönen Körpers.

Zeli erschrak als sie ihn gewahrte, sie hielt mit ihrem Gesang inne. Noch hatte sie Morad nicht gesehen. Ihre Einbildungskraft hatte ihr ein ganz anderes Bild von ihm aufgestellt, und sie wähnte

daher nicht, daß es Morad sey, der vor ihr stand. Sie wagte kaum ihr Auge gegen ihn aufzuheben, und beschäftigte sich bloß, ihrem Gewande eine strengere Lage zu geben.

Morad vergaß nun Zelis Gesang. Sein Auge irrte auf ihre körperlichen Reizen umher. Er näherte sich ihr allmählig und unterbrach endlich die Stille. „In der That, Zeli," begann er, „dein Gesang hat mich überrascht; noch überraschender sind mir aber deine Reize. Du scheinst verlegen, gutes Mädchen? Ich bin es wahrlich nicht weniger, wenn ich eine Entschuldigung hervorsuchen soll, daß ich dich jetzt erst in meiner Wohnung bewillkomme."

Zeli mußte natürlich aus diesen Worten schließen, daß sie Morad vor sich sehe. Sie gerieth daher in noch größere Verlegenheit, indem sie von der einen Seite sich verpflichtet hielt, einen schönen blühenden Jüngling, der ganz von ihren Reizen eingenommen zu seyn schien, mit einem gewissen Grade von Kälte zu begegnen, die seine Forderungen in die gehörigen Schranken erhalten dürfte; von der andern Seite aber ihr weibliches Gefühl gegen die Milde und Wohlwollenheit rege fühlte, die sich über Morads ganzes Benehmen, vorzüglich

im Zustande zärtlicher Empfindung, zu verbreiten pflegte.

Diese Verlegenheit veranlaßte in ihr ein schüchternes Wesen, das ihre Reize in Morads Augen erhöhete: „Es scheint, Zeli,“ begann daher Morad wieder, „daß du in meinem Bezirke noch nicht der Ruhe theilhaftig bist, die ich dir zu verschaffen suche. Sag' offen und frei, was du wünschest, woran es dir fehlt.“ — Zeli holte einen tiefen Seufzer. — „Ich spreche von Wünschen,“ fuhr Morad fort. „Freilich, den Gegenstand, dem du dein Herz schenktest und deine Hand weihetest, den kann ich dir nicht herzaubern. Ich weiß, Mehemet, dein Bruder, hat mir es vertraut, daß du einen Jüngling liebst. Er ist glücklich, daß dein Gedanke sich mit ihm beschäftiget. Indeß er ist abwesend, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, wenn du mich seine Stelle indeß bei dir zu vertreten werth findest, oder wenn ich dir indeß einen Theil der Ruhe zu verleihen vermag, der du in seinen Armen entgegen siehest.“

Diese Aeußerungen Morads mußten Zeli'n ein gewisses Vertrauen gegen ihn einflößen. Sie erfuhr von ihm, daß er von ihren Herzensangelegenheiten unterrichtet sey, sah sich von ihm als die

Schwester seines Freundes betrachtet, und sie mußte daher natürlich folgern, daß Morad in Rücksicht seiner Ansprüche eine Grenze beobachten werde, die ganz ihrer zeitigen Denkart angemessen seyn dürfte. Sie nahm daher eine biegsamere Haltung an. Ihre Schüchternheit verlor sich um einige Grade. Sie wagte es, ihre Augen gegen Morad aufzuschlagen und gewann einen Theil ihrer Sprache. Mit zitternder Stimme sagte sie ihm daher: „Wenn eure Gesinnungen euren Worten entsprechen, so hoffe ich bei euch ganz die Ruhe zu finden, nach der ich mich sehne.“

Der Ernst, die Zurückhaltung, mit welcher sich Morad von Zeli begegnet sahe, der Eindruck, den sie durch ihr tugendhaftes und keusches Benehmen auf ihn zu machen wußte, gaben ihm zu keiner seinen Empfindungen angemessenen Antwort irgend eine Hoffnung. Zeli hatte schon die Gefahren kennen gelernt, welche den Reizen eines Weibes in der Gesellschaft der Männer drohete; sie war daher mit ihren Blicken und Aeußerungen nicht so unbefangen gegen Morad, als Selima; und dies mußte Morad auf den Gedanken bringen, daß die Eroberung Zeli's ihm größere Anstrengung kosten dürfte, als Selima's. Sie liebt bereits ei-

nen andern, denkt er. Sie scheint ihm ihr ganzes Zutrauen geschenkt zu haben. Meine Sprache ist ihrem Herzen fremd. Der mindeste Grad von Zudringlichkeit dürfte sie noch mehr von mir entfernen. Er entgegnete ihr daher mit einigen Gemeinplätzen, und suchte endlich Gelegenheit, sie auf solche Art zu verlassen, daß sie in Rücksicht des Eindruckes, den ihre Reize auf ihn gemacht hatten, in völligem Zweifel blieb.

Morad zog sich nun in sein Gemach zurück und war allein. Seine Einbildungskraft malte sich Zeli's Bild mit den himmlischen Reizen geziert, die seinem Blicke nicht entgingen. Ihn hielt nichts gegen sie in Schranken als ihre Tugend, die er in ihrem zurückhaltenden Wesen zu entdecken wähnte. Noch war sein Herz nicht gefühllos gegen die Stimme derselben. Die Vorstellung, die er sich von Zeli'n bildete, führte ihn zu einem gewissen Ernst. In diesem Momente drängte sich in ihm Selima's Bild hervor, und er erröthete gegen sich selbst.

„Hab' ich etwa meine Pflicht gegen Selima entweihet?“ sagte er sich. „Wär' es möglich? sie, die so ganz in mir lebt, die der einzige Gegenstand meiner herzlichsten Wünsche ist, sollt' ich ver-

gessen? — Nein! ich will Zeli nicht mehr sehen. Ich darf sie nicht mehr sehen, wenn Selima's Liebe mich glücklich machen soll!"

VII.

In diesen Selbstbetrachtungen störte ihn Osman, der keinesweges, während dieses Vorfalles, ruhig blieb.

Er war bereits von der Stimmung Selimas unterrichtet, indem er Gelegenheit gefunden hatte, Fatmen, die er in Mustaphs Garten erwartete, zu sprechen, welche nicht verfehlte, Osman alles umständlich zu erzählen, was Selima'n diesen Morgen begegnet war, und welche Besorgnisse dies bei ihr für ihre Liebe zurückließ.

Osman überraschte es außerordentlich, daß der Zufall solche Begebenheiten veranlaßt hatte, wodurch Selima schneller in eine seinem Plane so angemessene Stimmung versetzt ward, als er erwartete. Indeß hielt er es für zuträglich, auch von seiner Seite jedes Mittel aufzubieten, Selima in ihrem Verdacht und ihrem Mistrauen gegen die Ihrigen zu bestärken. Er gab daher Fatmen eine deutliche Auskunft von der Absicht, welche Amu-

raths Gegenwart hatte, zeigte ihr, daß nach dieser, Mustaph nicht würde umhin können, Selima diesen Fremdling zuzuführen, und äußerte ihr endlich, daß man Selima nicht genug vor der Gefahr warnen könnte, die ihrer Liebe drohe. Er seiner Seits, fügte er darauf hinzu, habe nicht verfehlt, Morad alle die Klippen zu zeigen, an welcher seine Wünsche scheitern dürften, und er hoffe noch diesen Abend Selima die Auskunft von solchen Vorkehrungen zukommen zu lassen, die jeder Gefahr, welche ihrer Liebe drohete, entgegen kommen oder vorbeugen sollten.

Nachdem nun Osman von dieser Seite ebenfalls die Triebfedern in Bewegung gesetzt hatte, die ihm in seiner Absicht, Selima Amurath zuzuführen, behülflich seyn konnten, hielt er es für angemessen, sich wieder Morad vorzustellen und diesem, damit kein Verdacht gegen ihn in demselben aufsteigen möge, selbst von der Gefahr, welche seiner Liebe drohe, zu unterrichten; hingegen aber aus den Besorgnissen, welche er ihm erregen dürfte, sich einiger Mittel zu schaffen, die seiner Absicht beförderlich seyn könnten.

Die Ankunft Osmans war Morad äußerst erwünscht. Er hatte ihn schon den ganzen Tag er-

mung verrieth. Osman versprach, den Brief noch diesen Abend Selima zukommen zu lassen und verließ Morad mit dem festen Vorsatz, nun seinem Plane endlich näher zu eilen.

VIII.

Osman nahm daher seinen Weg zum Isurath. Von demselben erfuhr er aber zu seinem Erstaunen, daß Amurath keinesweges gestimmt sey, mit aller Strenge gegen Mustaph zu verfahren, da er ihm gestern dreißig Beutel abschläglich bezahlt hatte. Isurath äußerte ferner, daß er dabei in der größten Verlegenheit wäre, denn er habe von allen Seiten beunruhigende Nachrichten über die Lage Mustaphs eingezogen. Es scheint, fuhr er fort, Amurath hoffe durch diese Nachsicht Mustaph zu bewegen, daß er ihm seine Tochter freiwillig zuführen dürfte. Und er forderte daher Osman auf, seinem Gebieter diesen Wahn zu benehmen.

Osman seiner Seits äußerte, daß dies ihm gar nicht schwer werden dürfte, da er Amurath solche Beweise aufstellen könnte, die ihn ganz vom Gegentheile überzeugen möchten. Isurath führte Osman daher vor Amurath, und dieser vernahm es

nicht

nicht ohne geringes Wohlgefallen, als er ihm äußerte: daß er Selimas Gesinnungen gegen ihn auf die Spur gekommen, und sie zu allem bereit sey, sich seinem Nebenbuhler entrissen zu sehen; daß er ferner alle Anstalten bald geendigt haben dürfte, um diesem zuvor zu kommen; die er aber um so schneller zu treffen sich gedrungen sehe, da Morads Reichthümer Mustaph zu Gebote ständen, den zudringlichen Forderungen Ezad Paschas zu genügen. „Ich weiß," fuhr er fort, „daß Morad schon gestern Mustaph dreißig Beutel zu diesem Ende vorgeschossen, und ihm auf heute schon wieder eine beträchtliche Summe in dieser Absicht zugestellt hat. Ihr werdet euch von der Wahrheit meiner Aussage überzeugen können, wenn ihr Isurath beauftragt, bei dem alten Mustaph neuerdings auf Befriedigung zu dringen. Seyd versichert, daß ihr eine abschlägliche Zahlung erhalten werdet. Auf jeden Fall, fügte er endlich hinzu, könnt ihr einsehen, welchen gefährlichen Nebenbuhler ihr zu bekämpfen habet, und euch überzeugen, daß, um euch Selima zu erhalten, keine andere Mittel vorhanden sind, als sie den Ihrigen zu entreißen. Ich stehe für einen glücklichen Erfolg.

Amurath fand sich nur zu sehr von den Grün-

den Osmans überzeugt. Die Gefahr, welche seiner Liebe drohete, stellte sich ihm allzu lebhaft dar, als daß er nicht allein Isurath den Auftrag hätte geben sollen, Osman bei seinen Vorkehrungen die nöthige Hülfe zukommen zu lassen, sondern ihm auch auftrug, den alten Mustaph zur Zahlung des Rückstandes anzuhalten.

Mit der Aeußerung gegen Isurath, daß er nicht verfehlen würde, bald mit ihm die nähern Verabredungen wegen der Anstalten, die er zur Entführung Selimas nöthig halten würde, zu nehmen, empfahl sich Osman. Isurath nahm seiner Seits stracks den Weg zum Mustaph. Der Greis nahm eine Miene an, als wenn sein Besuch ihm nicht die mindeste Verlegenheit verursache. Er kam ihm vielmehr zuvor. „Ich errathe die Absicht eures Besuches," sagte er mit anständigem Ernst zu Isurath. „Ich bin darauf bedacht gewesen, eurer heutigen Zudringlichkeit zu genügen. Hier stehen wieder dreißig Beutel für euch bereit. Der Rückstand erfolgt vielleicht schon morgen."

Er ließ Isurath nicht Zeit, ihm etwas zu entgegnen, sondern wandte sich zu einigen seiner Sklaven, und trug ihnen auf, die dreißig Beutel zum

Amurath hin zu schaffen, mit welcher Isurath nun seinen Weg dahin nahm.

Die Rückkehr Isuraths mit dreißig Beuteln überzeugte Amurath vollends von dem, was ihm Osman geäußert hatte, und er freuete sich in seinem Herzen, daß er entschlossen genug war, einem Unternehmen die Hand zu bieten, wodurch er sich der Liebe Selima's versichern, und zugleich eine Beleidigung rächen könnte, die ihm der alte Mustaph, nach seiner Meinung, zugefügt hatte.

IX.

Man kann aber leicht denken, daß Morad, nachdem Osman ihn verlassen hatte, in keine frohe Stimmung versetzt war. Er verfiel wieder in einen träumenden, melancholischen Zustand, der seinem Herzen jetzt angemessen war, und welchen er schwerlich verlassen haben dürfte, wenn Mehemet ihn nicht aufgestört hätte.

Mehemets Absicht ging darauf hinaus, durch Zeli's Reize Morad eine gewisse Empfänglichkeit und ein gewisses Zutrauen für sich einzuflößen. Er hatte Zeli, wie sie selbst bereits erzählt hat, in der Absicht dem Bey-Mansur entführt, um durch eine

seiner Kreaturen auf denselben einen größern Einfluß zu behaupten, und hatte sie bei einer seiner Unterhändlerinnen eingemiethet, um einige Zeit abzuwarten, wo sich eine Gelegenheit ereignen dürfte, daß Zeli's Reize ihm auf einen andern Großen oder Reichen einigen Einfluß verschaffen sollte. Das Schicksal führte ihn Morad zu. Er fand seinen Zweck nun schon so weit erreicht, daß er ihm Zeli näher gebracht hatte, und nun wollte er erfahren, welche Fortschritte für seinen Plan er nun ferner machen könnte.

In dieser Absicht trat er jetzt vor Morad. Allein da dieser eben ganz mit Selima beschäftigt war, mußte ihm jetzt nichts fremdartiger seyn, als der Gedanke an Zeli. Mehemet, welcher erwartete, daß Morad, hingerissen von Zeli's Reizen, ihn mit gefälliger und zuvorkommender Miene empfangen, und ihm vieles von den Eindrücken, die Zeli auf ihn gemacht, zu erzählen haben würde, erstaunte daher nicht wenig, als er sich bei seinem Eintritt kaum von ihm bemerkt fand. Ihm fiel der Ernst, das tiefe Stillschweigen Morads auf, und er besorgte, daß Zeli's Benehmen, oder ein anderer Umstand, der ihre Einführung begleitete, dazu Veranlassung gegeben habe.

Indeß kaum sah Morad auf und erblickte Mehemet vor sich, so suchte er, aus Furcht vor seiner Zudringlichkeit, oder etwas von den schwierigen Verhältnissen zu verrathen, in welchen er sich wegen seiner Liebe befand, sich nicht allein zu sammeln, sondern auch eine gewisse Unbefangenheit anzunehmen.

Morads Haltung veranlaßte indeß Mehemet zu der Aeußerung: „Ich merke, Morad, daß euch ernsthafte Dinge beschäftigen, ich mag euch daher nicht mit meiner Gegenwart behelligen.“

Ganz und gar nicht, versetzte Morad. Ihr seyd erwartet. Man hat Augenblicke, wo man zu Schwärmereien, im eigentlichen Sinne, geschaffen ist.

„Schwärmereien!“ rief Mehemet. „Sollt' ich etwa die Veranlassung dazu errathen?“

Ihr sie errathen? entgegnete Morad betroffen.

„Zeli!“ sagte Mehemet lächelnd.

Bei diesem Namen erröthete Morad. Er erinnerte sich des Eindruckes, den sie auf ihn gemacht hatte, und glaubte, Mehemet wollte ihn deshalb zur Rede stellen. Allein Selima hatte jenen Eindruck, den Zeli machte, verdrängt, und es war ihm daher ein Leichtes, sich bei Mehe-

met, in Rücksicht seines Vergehens gegen Zeli, loszusprechen.

Ihr scheint Morad noch nicht zu kennen, erwiederte er Mehemet mit einigem Ernst. Eure Schwester ist mir von euch anvertraut worden. Es ist wahr! Ihre Reize, ihre Talente sind bezaubernd, indeß ich kenne die Grenzen, die ich gegen sie zu beobachten habe. Sie gehört einem andern.

„Wohl wahr, Morad," versetzte jener. „Indeß ich merke, ihr habt noch keine Liebe bestanden. Euer Zutrauen gegen die Weiber ist ohne Grenzen. Ich habe alle Achtung gegen die Grundsätze meiner Schwester, indeß ich sage doch — sie ist ein Weib."

Morad wußte anfangs nicht, wie er diese Aeußerungen Mehemets deuten sollte. Es fehlte den Weibern an Beständigkeit? dachte er endlich. Es wäre mit ihrer Zurückhaltung Grimasse? So wäre Zeli dir auch feil? Und Selima? — Mehemet! Mehemet! rief er endlich, ihr habt mir einen großen Verdacht gegen die Weiber eingeflößt.

„Ich setze," fiel Mehemet ein, „die gute Meinung, die ihr von den Weibern habet, aufs Spiel. Wir wollen gleich vor Zeli treten, und einmal etwas versuchen."

So fest Morad entschlossen war, Zeli nicht zu sehen, so schien es ihm äußerst wichtig, das Weib von einer Seite kennen zu lernen, von welcher er es noch nicht ansichtig ward. Es ist vielleicht meiner Liebe zu Selima selbst zuträglich, dachte er, wenn ich mich überzeuge, daß Zeli's Schüchternheit keine Grimasse ist.

Mehemets Absicht war wieder, Morads gewissenhafte Empfindsamkeit abzustumpfen, und seine Neigung zu den Weibern mit den Reizen Zelis vertrauter zu machen. Er muß sie nur öfter sehen, dachte er. Ihr Bild muß ihm gegenwärtiger seyn als ihre keuschen Floskeln, und er wird sie zu erobern wohl alle Mittel aufbieten. Mit diesen Gedanken zog er Morad mit sich zu Zeli's Gemach.

X.

Zeli fand sich indeß zu einem Benehmen gegen Morad entschlossen, das ganz demjenigen angemessen war, zu welchem Mehemet sie bewegen wollte, und für das sie vorzüglich, durch eine Entdeckung, die sie zu machen Gelegenheit hatte, gestimmt ward.

Wir erinnern uns, daß Ali Gelegenheit nahm, in einiger Entfernung von Morad, den Gesang

Zelis zu belauschen. Je länger er ihn hörte, desto bekannter schien ihm die Stimme. Indeß da Morad sich zu Zeli begab, so konnte er nicht erwarten, daß sie so bald am Fenster erscheinen dürfte, um sich zu überzeugen, ob die ihm bekannte Stimme von einer ihm wirklich Bekannten herrühre. Er schritt daher wieder zu einiger Beschäftigung.

Zeli hatte eines der in ihrer Provinz gangbaren Volkslieder gesungen, mit denen Ali sehr vertraut war. Ihr reizender Vortrag munterte ihn auf, jenes Lied sich bei seiner Arbeit einigemal zu wiederholen. Als nun Morad Zeli verlassen hatte, fand sie Gelegenheit, Alis Stimme zu vernehmen. Sie war ihr ebenfalls bekannt; sie horchte scharf, und vernahm, daß er einige Stellen aus ihrem Liede hersang. Sie ward neugierig, doch wagte sie es nicht, sich sehen zu lassen, aus Furcht, von Morad oder einem seiner Ergebenen beobachtet zu werden. Indeß verfehlte sie nicht, aus ihrem Gemach ihren Blick dahin zu tragen, woher ihr die Stimme zu kommen schien. Unverwendet war ihr Auge nach diesen Ort gerichtet. Die Stimme verhallte nicht, sie kam ihr immer näher, endlich erkannte sie zu ihrem Erstaunen, zu ihrer Freude, Ali — ihren Geliebten.

Sie wollte ihm schon vor Entzücken mit ihrem Gesange erwiedern. Allein, um ihn in keine Verlegenheit und kein Erstaunen der Art wieder zu setzen, wodurch sie sich seiner abermals entrissen zu sehen fürchten dürfte, beschloß sie ein anderes. Sie zog sich, nachdem ihr Blick Ali so weit verfolgt hatte, als er ihn reichen konnte, zurück, und sann über die besten Mittel nach, wie sie sich ohne Aufsehen und Geräusch ihm zu entdecken Gelegenheit haben könnte.

Die Natur hat den Weibern einen Instinkt verliehen, nach welchem sie, wenn sie ein gewisses Ziel erreichen wollen, die kürzesten Mittel zu wählen wissen. Zeli's Vorsatz war daher, um größere Freiheit sich zu verschaffen, ihren Plan zu verfolgen, in dem zurückhaltenden Wesen, das sie gegen Morad beobachtet hatte, allmählig nachzulassen, und ihm ein Vertrauen einzuflößen, welches ihm die Aussicht verleihen sollte, seine Absichten bei ihr zu erreichen.

Auf diese Weise glaubte sie sich versichert, nicht allein seine, sondern auch die Aufmerksamkeit der ihn Umgebenden in gewissen Schranken zu erhalten, oder sich zum wenigsten unbefangene Mittel und Wege verschaffen zu können, ihren Geliebten zu sehen und zu sprechen.

In dieser Stimmung war Zeli, als Morad und Mehemet in ihr Gemach traten.

XI.

„Ueber dich, liebe Zeli," begann Mehemet, „sind einige Beschwerden angebracht. Ich führe dir deinen Ankläger zu, um dich mit ihm auszusöhnen." —

Laß dich nicht überraschen, gutes Mädchen, fiel Morad ein. Ich bin ganz mit deinem Benehmen —

„Morad," unterbrach diesen Mehemet, „ihr verderbt mir meinen guten Vorsatz. Die Sprödigkeit ist den Weibern angemessen. Wenn sie nur immer darin beständen, die guten, schwachen Geschöpfe! — Ich habe alles Zutrauen zu der deinigen, Zeli. Indeß sie gegen einen Mann, wie Morad, aufrecht erhalten zu wollen, das wäre Heldenthat. Ich wollte dir nur meine Nachsicht vorher anzeigen, wenn du bei ihm scheitern solltest."

Ich kenne die Gefahr, Mehemet, in welcher ich lebe, versetzte Zeli. Ich dürfte ihr unterliegen, indeß noch lebt einige Hoffnung für mich.

„Wie oft sahst du Morad?" fragte Mehemet lächelnd. „Ein, zwei Mal —"

Beinahe, fiel Zeli ein, möchte ich fürchten, ihn zum dritten Mal zu sehen.

Und mit diesen Worten, die sie mit einer Sanftmuth, einer Empfindsamkeit sprach, welche Morad in Erstaunen setzten, und die sie endlich mit einem Blick auf Morad begleitete, der ihm sein Innerstes verwundete, zog sie sich in ein anstoßendes Gemach zurück.

Zeli war zwar zufrieden, die ersten Linien zu ihrem Plane gezogen zu haben. Indeß fiel ihr doch die strenge Zurückhaltung Morads auf. Sie versprach sich nach solcher bedeutenden Aeußerung ein lebhafteres Benehmen von seiner Seite, und dies veranlaßte in ihr den Argwohn, daß Omrah ihr Vertrauen gemisbraucht und die Angelegenheiten ihres Herzens seinem Gebieter entdeckt haben müsse.

Mehemet seiner Seits war wieder mit Zeli's Benehmen sehr zufrieden. Er konnte sich freilich nicht die Veränderung erklären, die sie in ihrem Benehmen beobachtete. Indeß glaubte er, daß die nächste Ursach davon der Eindruck seyn dürfte, den Morad auf sie gemacht hatte.

Morad wiederum trauete kaum seinen Augen, als er die Unbefangenheit Zeli's gegen ihn wahrnahm. Es schien ihm ein Traum, daß Zeli jetzt mehr für ihn empfinden sollte, als er zu erwarten berechtigt war. Indeß war sein Herz noch allzusehr zur sittlichen Empfindung gestimmt, als daß er in seinem Benehmen gegen sie nicht in gewisse Schranken sich hätte halten sollen. Er ließ daher seiner Einbildungskraft keinesweges freien Lauf, sondern glaubte, daß seine Achtung für ihre Tugend, ihrer Schwäche das Gleichgewicht zu halten verpflichtet sey.

Mehemet unterbrach endlich jenes Befremden und Staunen, worin sie Zeli ließ. „Nun, Morad?“ rief er. „Wer kennt die Weiber? Bedarf es von unserer Seite eines großen Aufwandes von Scharfsinn, sie in ihren Grundsätzen irre zu machen?“

Ihr scheint Recht zu haben, erwiederte Morad.

„Es hängt nur von euch ab,“ fuhr Mehemet fort, „aus Zeli zu machen was ihr wollet.“

Ich werde ihre Tugend nicht untergraben, versetzte Morad.

„Und was wird sie thun?“ fragte Mehemet mit einigem Nachdruck.

Hier stieg in Morad der Gedanke an Selima auf. In ihm drängte sich das Bild von der Zerbrechlichkeit ihrer Gesinnungen gegen ihn hervor. Indeß er rüstete sich mit dem Vorsatz, in den seinigen gegen Selima unerschütterlich zu verharren. Dies veranlaßte einen gewissen Ernst in seinem Aeußern, und er schien sich in sich selbst zurück zu ziehen.

Mehemet wähnte, daß er die Grundsätze, die Morad ihm äußerte, zu fühlbar bestürmt haben dürfte. Er brach daher ab, ließ seine Frage unbeantwortet und empfahl sich mit dem Gedanken: auch morgen ist ein Tag!

Morad zog sich darauf in sein Gemach zurück. Er kämpfte in seinem Innern gegen die Meinung, die Mehemet ihm von den Weibern beibringen wollte. Er dachte darüber ziemlich nach. Die Erfahrung, die er an Zeli gemacht zu haben schien, gab Mehemets Aeußerungen bei ihm einigen Grad von Wahrscheinlichkeit. Indessen konnte er sich doch nicht entschließen, zu folgern, daß Selima in ihrer Stimmung gegen ihn jemals eine Wandelbarkeit beobachten dürfte.

XII.

Der Abend war nun schon mit großen Schritten herbeigekommen, und wir finden Osman im Garten Mustaphs der Ankunft Fatmes entgegen sehen. Sie blieb keineswegs aus, und Osman äußerte ihr nun, daß er es für diesen Abend nicht rathsam fände, Morad bei Selima einzuführen, weil er fürchtete beobachtet zu werden. Er fuhr nun fort, ihr vieles von Schwierigkeiten und Gefahren zu erwähnen, die Morad zusehends ohnedies zu drohen begännen, und fügte endlich hinzu, daß dies Morad bewogen habe, in einigen Zeilen Selima seine Absichten bekannt zu machen, und ihre feste Entschließung und bestimmte Willensmeinung durch ihn noch heute darüber zu vernehmen wünsche. Er übergab nun Fatme den Brief Morads und drang in sie, ihn ihrer Gebieterin nicht allein sogleich zuzustellen, sondern ihm auch ihre Antwort baldigst zu hinterbringen.

Fatme eilte nun mit dem Briefe zu ihrer Gebieterin. Die Stimmung Selimas war noch diejenige, mit welcher sie ihrem Vater verlassen hatte. Ihre Besorglichkeit war sogar seitdem noch höher gestiegen, da sie durch Fatme die Gefahren, welche

ihrer Liebe drohten, vernommen hatte. Sie lebte sehnsuchtsvoll dem Abend entgegen, in der gewissen Erwartung: Morad selbst zu sehen, ihm ihre Besorgnisse mittheilen zu können, und sie, wo nicht durch ihn zerstreuet zu finden, zum wenigsten mit ihm theilen zu können.

Nicht wenig erstaunte sie daher, als Fatme zu ihr hereintrat und statt der Nachricht, daß Morad sie selbst erwarte, ihr einen Brief von demselben einhändigte. Mit ängstlicher Unruhe eröffnete und las sie ihn. Sein Inhalt sagte ihr nichts Befremdendes und sie schien ganz mit ihm einverstanden zu seyn. Es scheint, daß in dem Grade, als die Gefahr sich in den Augen Selimas vergrößerte, die ihrer Liebe drohete, sie an Stärke des Geistes zunahm, und es darf uns daher nicht befremden, wenn wir Selima gestimmt finden, ihrer Liebe zu Morad alles aufzuopfern.

Kaum hatte ihr daher Fatme geäußert, daß Osman ihr denselben übergeben, rief sie mit fester Stimme: „Wo ist Osman? Ich will ihn sehen, sprechen.“ Sie eilte sogleich zur Laube, ohne Fatme's Führung zu erwarten: „Osman!“ fuhr sie fort. „Sage dem Manne, den ich meiner ganzen Liebe würdig achte, in diesem Augenblick empfinde

Selima so viel für ihn, daß es ihr schwer falle, die Feder zu ergreifen. Sag' ihm, daß sie Alles ihm opfern wolle, und daß sie jeden Augenblick bereit sey, ihm dahin zu folgen, wo er versichert sey, daß sie ihm nie entrissen werden könne.

Osman hörte mit stiller Freude die entschlossene Antwort Selimas. „Ich eile," erwiederte er, „Morad die froheste Nachricht zu bringen, der er entgegen sehen kann. Bereitet euch, Selima, vor, daß ihr morgen, um diese Stunde, auf einen Wink, Morad dahin folgen könnet, wo er eures Besitzes versichert seyn wird.

XIII.

Mit dem anbrechenden Morgen irrte Ali schon unter den Platanen und Ulmen hinter der Wohnung Morads umher. Der Gedanke an die ihm bekannte Stimme ließ ihm keine Ruhe. Ihn quälte die Neugierde, sich ein Mittel zu schaffen, wodurch er ungewahrt des Gegenstandes konnte ansichtig werden, dessen Gesang ihm so überraschend war. Endlich gerieth er auf den Einfall, eine hohe Ulme zu erklettern und an deren Gipfel die Aussicht nach

dem

dem Gemach zu gewinnen, woher er den Gesang vernahm.

Er hatte schon an einigen in dieser Rücksicht vergebens sein Heil versucht, als endlich das Schicksal ihn eine ersteigen ließ, die ganz seiner Hoffnung entsprach. In nicht sehr weiter Entfernung von Zeli's Gemach saß er nun, lauschte nach dem Fenster, nnd sah sehnsuchtsvoll dem Augenblick entgegen, der seinem Wunsche genügen sollte.

Zeli ihrer Seits beschäftigte auch der Gedanke, nicht allein wie sie Ali zu sehen und zu sprechen Gelegenheit haben könnte, sondern wie sie es zu vermeiden habe, daß der erste Eindruck, den ihr Anblick auf ihren Geliebten machen dürfte, nicht sein Verräther seyn möge. Sie hatte daher beschlossen, jeden Morgen in aller Frühe ihr Lager zu verlassen, und in der Erwartung, daß einige Beschäftigungen Ali vor ihrem Gemache vorbeiführen würden, alsdann den Zeitpunkt zu nützen, sich ihm unbemerkbar zeigen zu können.

In dieser Rücksicht hatte sie auch zum erstenmal ihr Lager heut früher verlassen, als sie gewohnt war. Sie trat an das Fenster ihres Gemaches, und erwartete nun mit Ungeduld den Augenblick, der ihr Ali entgegen führen dürfte.

Ali saß indeß auf seiner Ulme, unverwendet war sein Auge auf das Fenster von Zelis Gemach gerichtet. Als nun Zeli an demselben erschien und er sie gewahrte, trauete er kaum seinen Augen. Endlich überzeugte er sich, daß er die Geliebte seines Herzens vor sich sah. Gefesselt blieb sein Auge an ihrem Anblick, doch getrauete er sich nicht, ihr einen Wink von seiner Gegenwart zu geben.

Zeli gewahrte Ali keinesweges auf der Ulme. Ihre Geduld, ihn zu erwarten, war ermüdet; sie verließ daher das Fenster, zog sich in ihr Gemach zurück, und stimmte ein frohes Morgenlied an.

Ali bemerkte ihre Entfernung vom Fenster. Er würde ihrer Rückkehr gern auf seiner Ulme entgegen gesehen haben, allein Omrah irrte, seiner Gewohnheit gemäß, schon überall umher, und rief die Sklaven und die Dienstlinge herbei, an ihre Arbeit zu gehen. Um keine Vermuthungen gegen sich zu erregen, fand es daher Ali rathsam, die Ulme zu verlassen, und sich einige Beschäftigungen bei seinen Gartenanlagen zu machen.

Ali war nun der Gegenwart seiner Geliebten gewiß. Seine Einbildungskraft ward daher rege, und ihn beschäftigte der Gedanke, zu erfahren: wie seine Geliebte in Morads Wohnung versetzt wor-

den. Er bedauerte sein Schicksal, den theuersten Gegenstand seines Herzens nicht allein sich entrissen, sondern selbst ihn stets in der Gewalt eines Andern zu erblicken. Er wähnte schon im Voraus einer neuen Trennung entgegen sehen zu müssen, und er sann daher auf Mittel und Wege, wie er diesmal seine Geliebte den Händen ihrer Tyrannen zu entreißen vermögen dürfte.

XIV.

Mit nicht wenigem Erstaunen vernahm Omrah indeß den Gesang, der ihm aus Zelis Gemach entgegen tönte. Er wunderte sich, daß Zeli ihr Lager schon so früh verlassen hatte. Indeß hielt er es für eine schickliche Gelegenheit, unter dem Vorwand, ihr selbst sein Befremden darüber zu äußern, in ihr Zimmer sich zu begeben, um mit ihr eine Unterredung anspinnen zu können, welche ihm einiges Licht über das dermalige Verhältniß seines Gebieters zu Zeli verschaffen dürfte.

„Schon so früh munter und aufgeräumt, Zeli?“ begann Omrah.

Wie gewöhnlich, erwiederte sie im muntern Tone.

„Ei!“ fuhr Omrah fort, „ich glaube beinahe vermuthen zu können, daß ihr, über euer Schicksal bei uns, euch früher zu beruhigen Gelegenheit gehabt, als ihr gedacht.“

In der That, versetzte Zeli, ich bin mit eures Gebieters Benehmen gegen mich sehr zufrieden. Solltet ihr wohl einige Gelegenheit dazu gegeben haben?

„Ich?“ fragte Omrah betroffen.

Omrah! fügte Zeli hinzu. Ihr habt vielleicht mein Vertrauen gemisbraucht und Morad meine Verhältnisse entdeckt.

„Beim Propheten!“ rief Omrah. „Ich habe kein Wort verloren.“

Wenn sein Betragen eine Folge eurer Schwatzhaftigkeit ist, fuhr Zeli fort, so kann ich mich sehr gut deshalb beruhigen. Ich wünsche, daß sein gegen mich angenommenes zurückhaltendes Wesen von Dauer seyn möge. Es wäre meiner Lage sehr angemessen.

Nichts ist dem Menschen kränkender, als wenn er gegen sich unverdient den Argwohn erregt, einer Bosheit fähig zu seyn, wozu ihm selbst nicht einmal Gelegenheit verliehen worden, sie zu verüben. So ging es Omrah. Er wußte, daß Morad selbst

ihm es nicht an die Hand gab, an Zeli zum Verräther zu werden. Nur allzu deutlich verrieth sich ihm täglich mehr Morads zurückhaltendes Wesen gegen ihn, seitdem er sich mit den Angelegenheiten seines Herzens beschäftigte. Und es mußte ihn daher sehr verdrießen, sich von Zeli einer Treulosigkeit beschuldigt zu finden, von Zeli, die ihn ihres Vertrauens würdigte.

Es war daher ganz natürlich, daß er sich, auf Kosten des ehemaligen Vertrauens seines Gebieters, bei Zeli von jedem Argwohn loszusagen suchte, und das um so mehr, da er bei diesem Vorsatz die Aussicht gewann, sich nicht allein ihres Vertrauens zu versichern, sondern auch das seines Gebieters wieder zu erlangen.

„Ihr irrt euch wirklich sehr in mir, Zeli," sagte daher Omrah, „das zwischen meinem Gebieter und mir bestandene Vertrauen geht gänzlich auf die Neige. Ich betheure euch meine Verschwiegenheit. — Indeß glaubt nicht, daß Morad gegen eure Reize gefühllos bleiben dürfte."

Das kann ich als Weib nicht, versetzte Zeli. Indeß eben weil ich überzeugt bin, daß meine Reize schon einigen Eindruck auf Morad gemacht haben, muß er mir, in Rücksicht seines

zurückhaltenden Wesens, verehrungswerther erscheinen.

„Morad macht keine Ausnahme von den Männern, liebe Zeli,“ entgegnete Omrah. „Ihr habt mir euer Vertrauen geschenkt, habt mir eure Schicksale offenbart, gutes Mädchen, und dies verpflichtet mich, über Morads Benehmen gegen euch, einige Worte zu verlieren —

Nun! fiel Zeli ein.

„Wenn ich euch daher sage,“ fuhr Omrah fort, „Morads Seele beschäftigt ein anderer Gegenstand seiner Liebe, so werdet ihr euch wohl seine gegen euch beobachtete Gleichgültigkeit entziffern können.“

Morad liebt? rief Zeli betroffen.

Hier ward Omrah von einem Sklaven abgerufen.

XV.

Zeli blieb nun allein. Der Wink, den sie von Omrah eben erhielt, gab ihr Veranlassung, nun eine größere Unbefangenheit, als sie sich vorgesetzt hatte, in ihrem Benehmen gegen Morad zu beobachten. Sie nahm keinen Anstand, jetzt alle Mittel

aufzubieten, die Morad zu dem Glauben veranlassen dürften, daß sie einige Neigung gegen ihn gefaßt habe, da sie jetzt keine Gefahr sah, sich seiner Zudringlichkeit auszusetzen, aber wohl die Aussicht hatte, ihm ein gewisses Zutrauen abzugewinnen, wodurch sie Gelegenheit finden dürfte, ungehindert alle Schwierigkeiten, die ihrer Neigung für Ali im Wege standen, zu überwinden.

Gegen Omrah hatte sich Zelis Argwohn vermindert. Sie war der Meinung, daß er ihr Zutrauen nicht gemisbraucht habe. Indeß schien sie noch nicht überzeugt zu seyn, daß er diese Gesinnung gegen sie behaupten dürfte. Sie war daher unentschlossen, ob sie ihn zum Vertrauten ihres Vorhabens machen, oder ihn als ein Werkzeug, das man nach geschehenem Gebrauch von sich wirft, betrachten sollte.

Endlich kam sie wieder auf den Umstand zurück, wie sie Ali, auf eine ihnen beiden nicht nachtheilige Weise, von ihrer Gegenwart unterrichten könnte. Der Zufall kam ihrer Besorgniß zu Hülfe.

Sie griff unabsichtlich nach ihrer Laute, und stimmte ein frohes, munteres Lied an. Kaum hatte sie einige Stanzen abgesungen, so hörte sie Mo-

rads Stimme laut den Namen Ali rufen. Sie blickte zu ihrem Fenster hinaus, und grade demselben über sah sie Ali seinen Gebieter zu einem Blumenbeet begleiten, aus welchem er, auf dessen Verlangen, einen Korb voll der edelsten Blumen sammeln mußte.

Zelis Gesang hatte nämlich Morad schon den ganzen Morgen unterhalten. Er war ganz davon hingerissen. Und nur der Vorsatz, seiner Pflicht gegen Selima treu zu bleiben, und seine Beständigkeit gegen sie nicht auf die Probe zu setzen, hielt ihn ab, sich nach Zelis Gemach zu begeben und ihr die Empfindungen, welche ihr Gesang in ihm für sie aufgeregt hatte, mündlich zu äußern. Er glaubte aber durch einen Korb Blumen ihr ein unschuldiges Merkmal seiner Gesinnungen zu verrathen, und er trug daher Ali auf, ihn Zeli zu überreichen.

Aus Furcht, beobachtet zu werden, hatte sich Zeli zwar von dem Fenster in das Innere ihres Gemachs zurückgezogen, allein ihr Ohr lauschte, und sie hörte deutlich den Auftrag, den Ali von seinem Gebieter erhielt.

Kaum vernahm sie daher, daß Ali ihr näher kommen würde, und sie mit ihm endlich einige Au-

genblicke allein zu seyn versichert seyn könnte, so ergriff sie die Feder und warf die wenigen Zeilen hin: „In Zeli erkenne deine Geliebte. Das Schicksal hat sie dir erhalten. Mag die Liebe dich ein Mittel lehren, das ihr Gelegenheit gäbe, dir es mündlich sagen zu können.“

Mit welcher Stimmung Ali sich des ihm gewordenen Auftrags unterzog, kann man sich leicht denken. Er war aber hinreichend Meister seiner Selbst, als daß er etwas Bedenkliches gegen Morad hätte verrathen sollen. Er nahm mit fester Haltung den Korb Blumen und eilte nach Zelis Gemach. Er erblickte nun Zeli, und jetzt war es ihm nicht mehr möglich, sich gleich bleiben zu können. Ein staunendes Entzücken fesselte seine Schritte, und kein Wort konnte er vorbringen.

Zeli, welcher der Zustand Alis nicht entging, aus Furcht, daß Morad ihm folgen und ihn in einer solchen Haltung treffen dürfte, eilte ihm stracks entgegen: „Ich weiß deinen Auftrag, Ali. Die Blumen sind für mich; aber diese Zeilen für dich. Geh!“

Der Ernst, mit welchem Zeli sprach, würde Ali beinahe veranlaßt haben, zu zweifeln, ob er seine Geliebte vor sich gesehen hatte. Indeß er ge-

wann bald einen abgelegenen Ort, wo er es sich erlauben konnte, die ihm übergebenen Zeilen durchzulesen. Mit staunendem Entzücken gewahrte er sich nun wirklich von seiner Zeli umgeben, von ihr geliebt. Allsobald fing sein Scharfsinn an beschäftiget zu seyn, den Wünschen seiner Geliebten nachzukommen, und solche Mittel aufzufinden, um sich gegenseitig ihre Empfindungen unbefangen mittheilen zu können.

XVI.

Zeli sah indeß vergebens der Ankunft Morads entgegen. Sie konnte sich hiervon, nachdem sie den Zustand seines Herzens erfahren, sehr leicht die Ursache erklären. Indem sie aber des Glaubens war, daß sie in ihrem unbefangensten Benehmen gegen ihn nunmehr keine Gefahr laufe, so glaubte sie jetzt schickliche Gelegenheit zu haben, solches ihm zu äußern. Sie eilte daher auf Morads Zimmer. Er empfing sie mit Befremden.

„In der That, Morad," begann sie mit einem jovialen Ton, „ihr laßt euch euer verbindliches Benehmen gegen mich mit Wucher bezahlen. Ich glaubte, ihr würdet eurem Geschenke unmittel-

bar folgen, um meinen Dank dafür zu vernehmen; allein statt dessen muß ich euch mit demselben nacheilen. Es geschiehet hiermit in bester Form.

Morad war auf ein solches Benehmen Zeli's nicht gefaßt. Er wußte nicht gleich etwas zu erwiedern. Zeli merkte seine Verlegenheit.

„Euer Geschenk," fuhr sie daher fort, „hat mir viel Vergnügen gemacht. Es scheint, daß ihr sehr tief in mein Herz hineingeblickt habet. Ich bin eine große Blumenliebhaberin. Eure Fluren lachten mir schon längst entgegen. Und ich würde euch schon längst angelegen haben, mir zu erlauben, sie so oft und so viel ich will besuchen und pflegen zu können —"

Hättet ihr mir, Zeli, fiel Morad ein, diesen oder jeden andern Wunsch früher entdeckt, so würde ich das Vergnügen gehabt haben, euch darin gefällig zu seyn.

„An meinen Wünschen soll es nicht fehlen," versetzte Zeli, „wenn euer guter Wille mir nur immer zu Gebote stehen wird."

Ihr kränket mich, Zeli, sagte Morad. Zu einem solchen Argwohn hab' ich euch noch nicht Veranlassung gegeben.

„So wünsche ich zum Beispiel," fuhr Zeli

fort, daß ihr munterer, erträglicherer Laune seyn möget."

Diese anhaltende Zudringlichkeit machte Morad etwas verlegen. Ein schönes mit allen Reizen ausgestattetes Mädchen fordert ihn auf, in eine sie beseelende Stimmung sich zu versetzen. Kein Unbefangener würde hier widerstanden haben. Allein Morad war mit Selima beschäftiget. Er sah sehnsuchtsvoll der Ankunft Osmans entgegen. Er wähnte, es drohe seiner Liebe schon Gefahr, wenn er eine Besorglichkeit verriethe. Um diesem zu entgehen, glaubte er am besten zu verfahren, wenn er sich von Zeli losmachte. In dieser Rücksicht äußerte er ihr daher: „Meiner heutigen Laune eine andere Richtung zu geben, steht wirklich nicht in meiner Macht. Vielleicht ist es Zeli aufbehalten, ein Mittel zu finden —

„Wir wollen sehen, mein lieber Mord," rief Zeli in munterm Tone, „wir wollen sehen." Und hiermit eilte sie fort und ließ Morad in seiner ernsthaften Stimmung.

Omrah, der bei dieser Unterredung gegenwärtig war, konnte sich das Benehmen Zelis nicht erklären. Die Weiber, dachte er, sind doch alle gleich. Zeli schien für den Geliebten ihres Herzens

jedem andern Manne zu entsagen, und nun hört sie, daß Morad eine andere liebt, sogleich bietet sie alle Künste der Gefallsucht auf, sein Herz zu erobern. Ich dachte gleich, daß sie mich irre führen dürfte, wenn ich es so ganz ernst mit ihrer Treue gegen ihren Geliebten genommen hätte. Wir sind aber klug! Sie wird sich schon mit meinem Gebieter verständigen. Denn sie scheint mir die eigentlichen Künste inne zu haben, wodurch ihr Geschlecht das männliche Herz zu fesseln versucht. Sie bringt es noch dahin, daß Morad seine Selima vergißt, und dann glaube ich wird sie auch ihre Liebe zu vergessen wissen. Die Weiber! die Weiber!

XVII.

Morad sah indessen sehnsuchtsvoll Osman entgegen. Seine Seele durchkreuzte ein Gewühl von Vorstellungen, die ihn nicht zu sich selbst kommen ließen. Endlich erschien Osman.

„Morad," sagte er mit ernster Gelassenheit, „ich habe meine Pflicht als Freund erfüllt. Euer Brief ist Selima übergeben worden. Eine bestimmte, entscheidende Erklärung habe ich aber

nicht von ihr erhalten können. Ich vermuthe vieles."

Ihr habt Vermuthungen? fiel Morad lebhaft ein.

„Ich muß gestehen," fuhr Osman fort, „daß ich keinesweges Verlangen trage, euch darüber eine nähere Auskunft zu geben. Denn sie sind von der Art, daß ich eure ganze Standhaftigkeit auffordern muß, wenn ihr mich anhören wolltet."

Eure Besorgnisse, Osman, äußerte Morad mit ängstlichem Tone, erregen mir noch größere Unruhe.

„Ich sagte euch nur von Vermuthungen, Morad," entgegnete Osman. „Bis morgen muß sich alles auszeigen, muß alles entschieden seyn, ob ich richtig gesehen —

Und was denn? unterbrach ihn Morad zudringlich.

„Nach den Aeußerungen Elimars," fügte Osman hinzu, „muß ich schließen, daß Selima sich ihm sehr genähert haben mag. Er hat mir vertraut, daß er noch seine Schwester bewegen dürfte, Ezad Paschas Sohn —"

Die Hand zu geben, fiel Morad ein.

„Nur Geduld!" versetzte Osman. — „Ich

denke aber, daß Selima nur den Schein einer Nachgiebigkeit äußern dürfte, um von seiner ungestümen Zudringlichkeit sich loszumachen, und uns Zeit gewinnen zu lassen, für sie etwas zu thun. Ich habe mit Fatmen verabredet, mir heute Abend Gelegenheit zu verschaffen, Selima sprechen zu können."

Du giebst mir, Osman, wieder neues Leben! äußerte Morad.

„Ihr sollt mir aber, Morad, auch nicht den Vorwurf machen," fuhr Osman fort, „daß ich euch etwa hinhalten will, und daher vernehmt denn was ich weiß. — Elimar äußerte mir hin und wieder etwas von dem Vorhaben, seine Schwester zu entführen. Ich denke mir hier zwei Fälle. Der alte Mustaph wird, da er von eurer Neigung gegen Selima unterrichtet ist, entweder ihre Verbindung mit Ezad Paschas Sohn nicht eingehen wollen, und Elimar wird daher durch die Entführung Selimas des Alten Einwilligung zu erzwingen suchen; oder Mustaph wird, um sich bei dem Manne, welchem er so viel Verbindlichkeit hat, lossprechen zu können, die Entführung selbst veranstalten helfen."

Wäre das möglich? rief Morad. Osman, hier-

über schaffe mir Gewißheit. Sollt' ich mich so in den Menschen getäuscht haben.

„Man kann nicht wissen," fiel Osman ein. „Es sind Vermuthungen. Mehr soll es nicht seyn. Ich weiß nichts, gar nichts. Doch ich werde mich zu unterrichten suchen. Mein Auge soll überall seyn. Und erfahre ich etwas, so habt ihr Auskunft zu erwarten."

Osman ging. Man kann sich leicht denken, in welcher Stimmung er unsern Helden ließ. Morad glaubte schon an Zeli einige Erfahrung über die Weiber gemacht zu haben, ihrer Veränderlichkeit, ihrer durch Laune und Aussichten bestimmbaren Gemüthsart auf die Spur gekommen zu seyn, und er wankte daher schon in seinem Vertrauen zu der Beständigkeit Selimas. Wie leicht, denkt er, kann ihre Einbildungskraft ihrem Herzen nicht, durch die lachende Vorstellung, sich dereinst als Favorite eines Paschas verehrt zu sehen, eine Glückseligkeit vorgespiegelt haben, der sie in meinen Armen vergebens entgegen sehen dürfte. — So lebhaft dieser Gedanke in ihm ward, vermochte dennoch seine Phantasie, über diese ihn bestürmende Vorstellung, den sanften Schleier der Hoffnung hinzuwerfen; und so gewann sein Inneres jene Ruhe, die dem

Men=

Menschen zwischen Hoffnung und Zweifel gespannt zu Theil werden kann.

Einen größern Umfang erhielt sie endlich durch eine Anzahl munterer Tischgenossen, die Morad zu sich eingeladen hatte. Ben-Mansur sollte ebenfalls dabei erscheinen. Indeß ein eigener Umstand hatte ihn abgehalten, Morad seinen Besuch zu gewähren.

XVIII.

Der Kadi hatte Ben-Mansur anzeigen lassen, daß er die ihm aufgetragene Verhaftnehmung Ali's nicht bewerkstelligen könnte, da ein gewisser Morad die Bürgschaft für dessen Person geleistet hätte.

Ben-Mansur erwähnte dieses Umstandes gegen Mehemet, und dieser war äußerst betroffen, als er vernahm, daß Morad in der entferntesten Verbindung mit Ali stehe. Auf diesen Fall war er gar nicht vorbereitet, und er mußte ihm um so bedenklicher seyn, da die übeln Folgen, die er für ihn haben konnte, nicht zu berechnen waren. Mehemet wollte selbst gegen Ali zeugen, daß dieser Absichten auf Zeli gehabt, um dadurch die Vermuthung gegen ihn zu erregen: daß er sie entführt habe. Nun

hatte er Zeli selbst zu Morad gebracht und erfährt jetzt, daß Morad sich für Ali verwendet. Wie leicht konnten sich hier Umstände ereignen, die nicht allein Verdacht, sondern auch eine Anklage gegen ihn veranlassen dürften!

Mehemet äußerte daher gegen Ben-Mansur, daß dieses Benehmen Morads ihm einen gewissen Argwohn gegen ihn errege. „Ich kann nicht glauben," sprach er, „daß Morad, nach der freundschaftlichen Aufnahme, die ihm Ben-Mansur gewürdigt hat, sich entschlossen haben werde, öffentlich den Maasregeln in den Weg zu treten, die Ben-Mansur gegen denjenigen, welcher sich bei ihm eines Vergehens schuldig gemacht, zu ergreifen genöthigt war, wenn nicht andere Absichten, als die, welche man vorgeben dürfte, ihn dazu veranlaßten. Schon deshalb, daß er sich in Rücksicht eines solchen unbedeutenden Menschen, als Ali, euch entgegen stellen will, verdienet er, Ben-Mansur, eure Ahndung, um wie viel mehr, da er vermuthen läßt, daß er aus geheimen Bewegungsgründen gegen euch öffentlich aufzutreten sich erdreustet."

Der Funke zündete. Ben-Mansur blieb ganz der Meinung Mehemets: daß Morad die ihm schuldige Achtung und Freundschaft verletzt hätte. Und

er beschloß nicht allein mit ihm zu brechen, sondern auch über sein Verhältniß mit Ali die strengsten Nachforschungen anstellen zu lassen.

Mehemet erbot sich von freien Stücken hierzu den Weg zu bahnen. Er äußerte, daß er für diesen Mittag bei Morad eingeladen wäre, und daher so viel zu erfahren suchen würde, als ihm Zeit und Umstände erlauben dürften.

Mehemet befand sich auch wirklich unter den Tischgenossen, die schon alle bis auf Ben-Mansur gegenwärtig waren. Man erwartete diesen sehnlichst. Endlich glaubte Mehemet, daß es ihm zuträglich sey, wenn er Morad auf die Seite zöge, und ihm äußerte: daß Ben-Mansur gewisser ihm bekannten Ursachen wegen nicht erscheinen würde. Er sagte dies mit einer Miene und einem Nachdruck, daß Morad gewissermaßen seine Verwunderung darüber verrieth, nur Mehemet verfehlte nicht, hinzuzufügen, daß er Veranlassung nehmen würde, nach der Mahlzeit ihn darüber näher zu unterrichten, da es vorzüglich ihn beträfe.

Das Mittagsmal ward nun verzehrt. Man war dabei allgemein froh und munter. Morad selbst nahm daran mit einer seiner Stimmung angemessenen Heiterkeit Theil. Allein Mehemet fehlte

es an jener Unbefangenheit, die man sonst an ihm gewohnt war. Er erschien der ganzen Gesellschaft etwas ernster und verschlossener, als er stets zu seyn pflegte. Indeß suchte er, auf die deshalb gegen ihn ergangenen Aeußerungen, einer froheren Laune sich zu ergeben; wobei ihn aber doch die Bedenklichkeiten, welche der Vorfall mit Ali in ihm veranlaßte, so ununterbrochen beschäftigten, daß er nach aufgehobenem Mal sehnlichst der Gelegenheit entgegen sah, mit Morad in einem abgelegenen Winkel des geräumigen Saals sich deshalb zu verständigen.

Morad seiner Seits war auch neugierig zu erfahren, worin er Ben-Mansur Gelegenheit gegeben haben sollte, seiner Einladung nicht nachzukommen. Er suchte daher Mehemet auf, zog ihn auf die Seite und verlangte von ihm eine nähere Erörterung.

„Ich wundere mich sehr," begann Mehemet, „daß ihr, Morad, nicht vorsichtiger in eurem Benehmen gegen eure Freunde seyd. Ihr habt einen gewissen Ali gegen euren Freund Ben-Mansur in Schutz genommen, einen Menschen, der sich des größten Verbrechens gegen ihn schuldig gemacht hat.

Ich? Ali gegen Ben-Mansur in Schutz genommen? fiel Morad ein.

„Habt ihr nicht Bürgschaft für ihn geleistet?" fuhr Mehemet fort. „Habt ihr nicht seine gefängliche Einziehung verhindert?"

Und das nennt ihr einen Verbrecher gegen Ben-Mansur in Schutz nehmen? sagte Morad. Davon kann ich mich nicht überzeugen. Ben-Mansur klagt Ali an, dieser behauptet er sey unschuldig. Ich halte mich daher verpflichtet, ihn nicht allein zu schützen, sondern auch für einen ehrlichen Mann zu halten, bis Ben-Mansur seine Anklage erwiesen. Ich stehe Ben-Mansur dafür, daß Ali ihm Red' und Antwort stehen soll, allein ich hoffe, daß Ben-Mansur dagegen so billig seyn wird, mir eine Wohlthat nicht zu verargen, die ich auszuüben Gelegenheit hatte, indem ich Ali so lange von einer leidigen Gefangenschaft frei machte, bis seine Sträflichkeit erwiesen ist.

„Ali ist ein Verräther," versetzte Mehemet, „das sag' ich euch, Morad."

Beweise, mein lieber Mehemet, Beweise! rief Morad. Ihr habt mich, die Richter noch nicht überzeugt. Vielleicht trügt euch der Schein. Wie viele Arme, Unglückliche müssen nicht in Gefangen-

schaft schmachten, weil sie keinen Großmüthigen finden, der für sie bürgt. Und ich soll mir einen Vorwurf machen, daß ich Gelegenheit hatte, eine solche That zu üben? — Ihr hättet euch an meiner Seite befinden und sehen sollen, wie man einem Greise seinen einzigen Sohn, dessen Gewerbe ihm Unterhalt verleihet, entreißen wollte. Wie er Thränen vergoß, der Greis, die Hände rang und die Rettung eines Sohnes erflehete, der, vielleicht im Bewußtseyn seiner Unschuld, an Sprache und Fassung gelähmt war, und —

„Ben-Mansur ist euer Freund, Morad," fiel Mehemet ein. „Ihr hättet seinen Vorkehrungen nicht in den Weg treten sollen."

Ben-Mansur wollte nichts als der Person Alis sich versichert sehen, versetzte Morad. Meine Bürgschaft entzieht sie ihm nicht. Wird Ali schuldig befunden werden, so soll er seiner Strafe nicht entgehen.

„Er ist ein Bösewicht, Morad. Hütet euch vor ihm," sagte Mehemet. „Habt ihr euch verleiten lassen, euch mit ihm in irgend eine Verbindung einzulassen, so —"

Ali hat mir noch zu keinem Verdacht Anlaß gegeben, unterbrach ihm Morad. Wie gesagt, ich

halte mich verpflichtet, ihn für rechtschaffen zu halten, und ich habe daher nicht bloß Bürgschaft für ihn geleistet, sondern ihn auch in meinen Dienst genommen.

Bei dieser Nachricht erschrak Mehemet. Er verrieth eine Verlegenheit, die Morad selbst nicht entging, über welche ihn aber näher zu befragen, Morad verschiedene seiner Gäste störten. Indeß sah Mehemet nun offenbar, in welcher Gefahr er schwebte; lebhaft stellten sich ihm die übeln Folgen dar, welche für ihn die geringste nähere Erklärung haben dürfte. Sein Vorsatz war nun, darauf zu denken, einer jeden entweder vorzubeugen, oder zum wenigsten eine der Art zu veranlassen, wodurch er sich auf die beste Weise aus dieser für ihn verfänglichen Angelegenheit zu ziehen Hoffnung haben dürfte. In dem Geräusche einer wohlgesättigten und muntern Gesellschaft hatte er nicht Ruhe genug, über diesen Gegenstand aufs Reine zu kommen. Er zog sich daher unbemerkt aus der Gesellschaft zurück, und verließ das Haus Morads, um im Freien seinen Plan auszuspinnen.

XIX.

Morad glaubte, es Zeli's zurückhaltendem Wesen, und ihrem Wunsche nach Eingezogenheit schuldig zu seyn, die Sorge für ihre Bequemlichkeit Omrah einzig und allein zu übertragen. Da Zeli sich nun, während Morad seine Freunde bewirthete, nicht von ihrem Gemach entfernte, so war Omrah oft genöthigt, mit ihr allein zu seyn, um ihre Befehle zu erwarten.

Wir haben schon geäußert, daß Zeli in ihrem Entschlusse sehr wankte: ob sie Omrah zum Vertrauten, oder bloß zum Werkzeuge ihrer Absichten sich bedienen sollte. Sie glaubte nun die beste und ruhigste Gelegenheit zu haben, sich über Omrahs Denkart ein solches Licht schaffen zu können, um sich wegen ihres Benehmens gegen ihn zu entscheiden.

In dieser Absicht äußerte sie nun eine in die Augen fallende, nachdenkende Haltung, die Omrah eine Stimmung an ihr verrieth, welche ihm gegen ihre vorhin geäußerte Munterkeit sehr abzustechen schien.

„Ist es etwa meine Gesellschaft, Zeli," begann

daher Omrah, „welche euch zu solchen Ernst stimmt.“

Ernst? erwiederte Zeli. Seh' ich wirklich so ernst aus, als ich bin?

„Ich glaube kaum,“ versetzte Omrah, „daß ihr es so seyn könnt.“

Ach, Omrah! rief Zeli mit einem tiefen Seufzer, ich habe es vielleicht mehr denn zu sehr nöthig zu seyn. — Wenn ihr jetzt in mein Herz schauen könntet, wenn ihr dem Kampf, welchen ich mit mir zu bestehen habe, beizuwohnen fähig wäret, wenn —

„Was fehlt euch, Zeli?“ fragte Omrah betroffen.

Ich dachte, Omrah, versetzte Zeli, daß in diesem Hause die Gewalt, die List, oder die Bosheit meiner Tugend nachstellen dürften. Das wähnte ich aber nicht, daß die Sanftmuth, die Güte, das Wohlwollen, ja ich möchte sagen, die Tugend, meinem Herzen gefährlich seyn dürfte. Omrah, ich muß euch nur gestehen, Morads Benehmen hat mich ganz entwaffnet. Ich habe mich ihm ergeben, ohne daß er es weiß. Das Bild meines Geliebten ist gleichsam in den Hintergrund meiner Phantasie durch ihn gedrängt worden. Ich sehe, ich denke

nur ihn. Ach! und vielleicht bald werd' ich auch wünschen, daß ich nur sein Gedanke, sein Bild seyn möge —

„Und das kostet euch solche Ueberwindung?" fiel Omrah ein. „Ihr schämt euch, es euch zu gestehen, daß Morad euch nicht gleichgültig ist?"

Nein, Omrah! versetzte Zeli, deß erröthe ich nicht. Allein mein Herz sagt mir, daß ich Gefahr laufe, den zu vergessen, dem ich Liebe, Treue schwur, der vielleicht nur für mich lebt. Dieser Gedanke quälet mich. Er hält mich in dem Fortschritt meiner Liebe zu Morad auf.

„Morad wird siegen," entgegnete Omrah. „Widerstehet ihr Weiber wohl einem Jüngling, den die Natur so meisterhaft gebaut und mit solchen Mitteln gesegnet, die jeden eurer eiteln Wünsche befriedigen."

Würdet ihr mir den Schritt verzeihen? fragte Zeli.

„Das Ziel der weiblichen Standhaftigkeit," sagte Omrah, „ist Schwäche."

Ihr würdet also nichts aufopfern, fragte Zeli ferner, die guten Vorsätze eines Weibes zu unterstützen?

„Ich verstehe euch nicht, Zeli!" erwiederte Omrah.

Ich setze den Fall, fuhr Zeli fort, mein Geliebter lebe nicht weit von mir, entwerfe den Plan mich Morad zu entreißen. Wenn er nun alle Schwierigkeiten, die ihn in seinem Vorsatze hinderlich wären, nur durch eure Hülfe übersteigen könnte, sagt mir, Omrah, offenherzig, würdet ihr euch verpflichtet halten, ihm beizustehen? Würdet ihr euch entschließen können, das Vertrauen eures Gebieters aufzuopfern?

„Beim Propheten, nein! rief Omrah mit einigem Unwillen. Meinem Gebieter habe ich Treue verheißen, sein Wille ist der meinige."

Eine Erklärung wollte Zeli nur Omrah entlokken. Sie hatte Gelegenheit, durch die von ihm geäußerte, einen scharfen Blick in sein Inneres zu thun. Sie sahe nun ein, daß sie ihn nicht zum Vertrauten ihres Vorhabens, sondern ihn höchstens zum Werkzeug ihres Planes gebrauchen konnte, und sie erwiederte daher, um ihm zu keiner Bedenklichkeit gegen sie Veranlassung zu geben: Omrah! Eure Grundsätze sind gleichsam mit meinen Empfindungen einverstanden. Ihr wißt nun, daß ich Morad liebe. Was ich von euch fordern werde,

soll der Pflicht, die ihr eurem Gebieter habt, nicht entgegen seyn. — Ich weiß durch euch, daß Morad liebt. Ich muß also fürchten, daß meine Neigung von ihm mit Kälte behandelt werden dürfte. Kann ich erwarten, kann ich hoffen, daß ihr mir die Hand zu den Mitteln reichet, welche ich aufzubieten haben dürfte, mich seines Herzens zu bemeistern?

Omrah schien an dieser Aeußerung einen gewissen Grad von Wohlgefallen zu verrathen. Sie fügte sich schon mehr in seine Denkart. Er glaubte dadurch Gelegenheit zu erhalten, sich einen Weg zu einem höhern Vertrauen seines Gebieters zu bahnen, wenn er gemeinschaftlich mit Zeli dahin wirkte, daß er für ihre Reize empfänglich würde, und er vereinigte sich bald mit Zeli dahin, daß er zu jedem Mittel, welches sie aufbieten dürfte, an Morads Gesinnungen eine Eroberung zu machen, ihr die Hand zu bieten bereit seyn wolle.

Dessen wollte Zeli nur versichert seyn. Sie betrachtete Omrah jezt als einen Menschen, der ihr in Ausführung ihres Planes hinderlich seyn könnte. Seine ihr verrathene Anhänglichkeit an seinen Gebieter, seine ununterbrochene Gegenwart um ihre Person, sein wachsamer, überall umherspähender

Blick, waren ihr Schwierigkeiten, welche sie wegzuräumen nicht absah. Sie konnte sich nicht entschließen, etwas zu wagen, wodurch sie Ali einen Wink über ihre Verhältnisse mit Morad ertheilen noch weniger ihn ermuntern konnte, für ihre Liebe etwas zu unternehmen, so lange sie nicht die Aussicht hatte, gegen Omrah einen Verdacht bei Morad zu erregen, der Veranlassung geben sollte, ihn aus dem Bezirke zu entfernen, wo sie einen freien Spielraum zur Erreichung ihrer Absichten haben mußte.

Nicht weniger war Ali seiner Seits mit dem Gedanken beschäftiget, wie er seiner Geliebten sich nähern, und sie nicht allein von den fortdauernden Gesinnungen seines Herzens überzeugen, sondern auch mit ihr gemeinschaftlich solche Mittel aufbieten könnte, die ihrer Trennung ein Ende machen sollten. Vorsicht war ihm hier die höchste Tugend. Durch jeden Blick, jeden Schritt glaubte er sich verrathen. Er hielt sich daher größtentheils von Zelis Gemach entfernt, und lauschte nur auf eine Gelegenheit, wo er, sicher nicht bemerkt zu werden, ihr nahe kommen könnte.

XX.

Indeß hatte Morad der Bitte einiger Freunde nachgegeben, mit ihnen Moulahi Bey Effendi einen Besuch auf seinem Landhause abzustatten.

Moulahi war ein Mann, der einst die wichtige Stelle eines Reiseffendi im Divan bekleidete. Er war der erste Vertraute des Großveziers und hatte sich demselben so nothwendig zu machen gewußt, daß dieser endlich keinen Schritt zu thun wagte, ohne seine Meinung eingeholt zu haben. Moulahis Wille beherrschte daher gleichsam den Großvezier. Nach seinen Grundsätzen, seinen Einsichten und seinen Grillen handelte jener. Er war es vorzüglich, der den Großvezier dahin stimmte, all' sein Ansehen aufzubieten, den Ränken und habsüchtigen Planen Bekirs, der sich als Kislar Aga damals geltend zu machen beginnen wollte, mit einer Offenheit und einem Nachdruck entgegen zu arbeiten, daß er sich in die Grenzen seines Serails zurückgewiesen, und dort bloß sein Wesen zu treiben eingeschränkt sah.

Bekir sahe die ihm wiederfahrnen Kränkungen keinesweges mit gleichgültigen Augen an, sondern verfolgte unablässlich den Zeitpunkt, wo er dem

Großvezier und seiner Parthei den Untergang zu bereiten Gelegenheit haben dürfte. Diese fand sich wider seine Erwartung früher, als er selbst geglaubt hatte.

Die Pforte ward zu einem Kriege gegen eine benachbarte Macht gezwungen, und der Großvezier mußte mit der Armee dem Feinde entgegen ziehen. An seiner Stelle trat nun der Kaimakan. Dieser nährte schon lange, wegen einer ihm vom Großvezier widerfahrnen Beleidigung, nicht allein einen geheimen Groll gegen denselben, sondern hatte überhaupt einen ehrbegierigen und habsüchtigen Karakter, der ihn zu jeder Intrigue empfänglich machte. Bekir hatte schon längst einige Winke über die Denkart dieses Mannes erhalten, und er suchte daher sich ihm zu nähern, und endlich mit ihm gemeinschaftlich den Plan zu entwerfen, den Großvezier von seinem Platz zu verdrängen.

Die nächste Aussicht, ihn verfolgen zu können, gaben die ungünstigen Nachrichten, welche vom Kriegsschauplatze einliefen. Das Kriegesglück war dem Großvezier nicht günstig. Er verlor verschiedene Schlachten, und die Feinde wurden zugleich Meister von verschiedenen festen Plätzen. Der Kislar Aga wußte nun theils selbst, theils durch

seine Anhänger im Serail, dem Großherrn diesen Krieg, als ein dem Staate verderbliches Unternehmen, vorzustellen, zu welchem den Großvezier bloß sein Eigensinn und seine Ehrbegierde verleitet haben konnten. Zugleich verfehlte man nicht, den Gesandten einer fremden Macht zu erkaufen, welche durch ihren Einfluß Friedensvorschläge einzuleiten vermochte, denen die Pforte abzustehen nicht geneigt seyn konnte. Der Großvezier gerieth beim Sultan in den Verdacht einer Unfähigkeit zu unterhandeln. Der Friede ward unterzeichnet, das Heer zurückgerufen und der Großvezier abgesetzt und verwiesen.

Seine Stelle ward nun dem Kaimakan, der bei den Friedensunterhandlungen sich am thätigsten bezeugt hatte, zu Theil. Bekir Aga sah sich jetzt im Besitz alles Einflusses, indem der Großvezier, welcher ihm seine Stelle zu verdanken hatte, ganz nach seinem Willen, seiner Laune verfuhr. Alle Verhandlungen im Divan waren daher nicht mehr das Resultat freier Ueberlegung, sondern die Folge eines durch Ränke gewonnenen Einflusses und eines durch Geld erkauften Ansehens.

Moulahi, sonst gewohnt zu herrschen, sich in seinen Anträgen nie widersprochen zu finden, fühlte

sei-

seinen Willen nicht allein mit einer Fessel jetzt belegt, sondern mußte manche Kränkungen erdulden, denen seine Gelassenheit unterlag. Er verließ daher seine Stelle, und seinem Schritte folgten mehrere Staatsbeamten, die seinen Grundsätzen zugethan waren.

Das Schicksal hatte Moulahi mit großen Glücksgütern beschenkt, und er bezog daher einen seiner Landsitze, mit dem festen Entschluß, sich von allen öffentlichen Geschäften zu entfernen, und bloß sich und den Wissenschaften zu leben.

Indeß der Fall des Großveziers verhinderte nicht, daß die große Menge von Anhängern und Freunden seines Systems den Zeitpunkt aus den Augen hätten verlieren sollen, wo sie sich an ihren siegenden Gegnern zu rächen, und durch ihr Ansehen und ihren Einfluß auf ihren Trümmern von neuem sich zu behaupten vermochten. Sie zogen deshalb schon längst die ersten Linien zu ihrem Plan; allein um denselben auszuführen, boten sie alle Künste der schlauesten Politik auf, Moulahi einigen Geschmack für denselben abzugewinnen, dessen ausgebreitete Kenntnisse, großen Einsichten und langjährigen Erfahrungen ihnen die ersprießlichsten Dienste zu leisten die Aussicht gaben. Moulahi schien an-

fänglich ihnen nicht beitreten zu wollen, endlich warf er die Maske ab, und ward ein solcher eifriger Anhänger ihrer Absichten, daß er seinen einsamen Landsitz zum Sammelplatz aller Verschwornen machte, und sie oft um sich vereinigte, um mit ihnen über ihre gemeinschaftlichen Absichten sich zu berathen.

Die bestehende Regierung vergaß indeß keinesweges, daß sie geheime Gegner hatte. Während sie aber nicht verfehlte, jeden ihrer Schritte, so weit als es ihr möglich war, beobachten zu lassen, und solche Anstalten zu treffen, um beim ersten Verdacht sie aufs Aeußerste zu verfolgen, nahm dennoch täglich die Anzahl der Verschwornen zu, die sich mit Moulahis Absichten vereinigten, und die Freunde, welche Morad beim Moulahi einführten, hatten dabei bloß die Absicht, aus ihm einen Anhänger ihrer Verschwörung sich zu bilden. Er schien ihnen in Rücksicht seiner Geburt und seines Reichthumes einer Aufnahme in ihren Kreis werth, und sie hofften seiner unbefangenen Denkart eine thätige Theilnahme an ihrem Plan einzuflößen.

Morad trat hier in einen Kreis von Menschen, wo ein Ton in der Unterhaltung herrschte, der ganz von dem verschieden war, welchen er bisher

in den Gesellschaften der Großen zu bemerken Gelegenheit hatte. Er gewahrte einen Frost und eine Kälte in der Versammlung, die Jeden zu anhaltender Betrachtung und kaltem Nachdenken einluden. Hier war man nicht mit dem beschäftigt, was den Gaumen kitzelt, oder die Sinne reizt, sondern das allgemeine Wohl, die Glückseligkeit des Staats, die öffentliche Sicherheit waren die Formeln, welche die Unterhaltung beseelten.

Morad hörte von Dingen und über Gegenstände sprechen, in welchen er ein reiner Fremdling war. Indeß seine in Sen-Abuls Umgang erlernte Lebensweisheit, hatte ihn mit einer Empfänglichkeit für jede Gattung von Vorstellungen, die einen gewissen Aufwand von Denkkraft erfordern, ausgerüstet, so daß man bemerkte, wie er eine größere Theilnahme an der allgemeinen Unterhaltung nahm, als man sich bei seinem Eintritt in die Versammlung hätte versprechen dürfen.

Noch war er aber keineswegees in die Absichten eingeweihet, welche diese Zusammenkünfte veranlaßten. Er wähnte, daß es bloß eine Anzahl von gebildeten und erfahrnen Männern wäre, welche sich hier bei einem ihrer Freunde versammelten, um sich gegenseitig ihre Kenntnisse, Beobachtungen

und Erfahrungen mitzutheilen. Einen höheren oder andern Zweck durchblickte Morads Auge nicht. Und er freuete sich sogar in seinem Innern, daß ihm seine Freunde Gelegenheit verschafft hatten, in Bekanntschaft mit Männern zu treten, in deren Umgang der Lebensgenuß eine höhere Würde erhalten mußte.

Morad nahm daher bloß an der Gesellschaft, nicht an ihren Zweck, Theil. Er hatte ein Schicksal mit noch mehreren eingeführten Neulingen, deren Empfänglichkeit für ihre Grundsätze die Geschwornen auf die Probe zu setzen pflegten, ehe sie selbige in ihre Geheimnisse einzuweihen wagten.

Bei Moulahi selbst fand Morad eine Aufnahme, die ihm äußerst schmeichelhaft war. Er ließ sich oft mit ihm in ein Gespräch ein, und sein forschender Scharfblick entdeckte an Morad eine Fülle von jener Unbefangenheit, die ihm sein Inneres so offen darstellte, daß er auf seine Empfänglichkeit für seine Grundsätze fest zu rechnen die Aussicht hatte. Moulahi verfehlte daher nicht, Morad auf den andern Tag förmlich zu sich einzuladen. Sein Benehmen, seine Aeußerungen und die Würde, mit welcher er sprach, fesselten Morad in solchem

Grade, daß er die Einladung anzunehmen sogleich bereit war.

Es war nun beinahe Mitternacht, als die Gesellschaft aus einander ging. Morad ward von seinen Freunden nach seiner Wohnung begleitet. Wir werden noch Gelegenheit haben zu bemerken, welche Richtung diese neue Bekanntschaften seiner Denkart gaben.

XXI.

Während dies alles nun vorging, war Selima, seitdem Osman sie verlassen hatte, ganz von der Erwartung beseelt, bald in den Besitz desjenigen Mannes zu kommen, für den in ihrem Herzen sich die ersten Keime der Liebe entwickelten. Sie ward den Tag über von ihrem Bruder zwar einigemal behelligt, allein sie wußte eine solche gelassene und unbefangene Miene anzunehmen, die Elimar nichts von dem Vorsatz verrieth, den sie, seiner Zudringlichkeit sich zu entreißen, gefaßt hatte. Vielmehr schien sie durch ihre äußere Haltung in ihm den Gedanken aufzuregen, daß sie seinen Wünschen sich nähere, und er ward der festen Meinung, daß jungfräuliche Schamhaftigkeit nur seiner Schwester die

Sprache fesselte, die ihm ihre Gesinnungen gegen Amurath versichern sollte.

Der alte Mustaph blieb wieder den ganzen Tag von der Zudringlichkeit Isuraths verschont. Dieser war in Gemeinschaft Osmans bei den Vorkehrungen, welche zu der Entführung Selimas erforderlich waren, allzusehr beschäftigt. Und ehe der Abend herankam, war alles schon so vorbereitet, daß Osman nur der Stunde entgegen zu sehen hatte, wo Selima, im festen Vertrauen, Morad zugeführt zu werden, sich in seine Arme werfen würde.

Selima entschloß sich mit einer Selbstzufriedenheit zu einem Schritte, zu dem sie das Schicksal zu zwingen schien. Sie glaubte, daß es unmöglich ihre Bestimmung seyn könnte, dem Willen ihres Vaters, den sie doch nur gleichsam errathen, in allem strenge zu befolgen, da ihr die Umstände Zeit ließen, derselben eine anderweitige Richtung zu geben. Sie war daher auf jeden Wink vorbereitet, den Morad entweder selbst, oder durch einen andern ihr, ihm zu folgen, geben würde. Und sie sah daher mit Fatmen der Abendstunde in jener Laube entgegen, wo sie seiner zum erstenmale wieder ansichtig ward.

Osman seiner Seits verfehlte nicht, sich einzufinden. Meister in der Kunst, jede Stimmung anzunehmen, welcher es bedurfte, schien er erschrokken und eilig: „Auf!" rief er, „Selima, folget mir. Morad erwartet euch auf einem Landhause nicht weit von der Stadt. Geschwind! Wir dürfen keinen Augenblick verlieren." — Und so faßte er Selima bei der Hand und zog sie mit sich. Er führte sie zu einer hintern Gartenthüre. Dort stand eine Sänfte bereit, die sie zu dem großen Wege hintrug, auf welchem sie ein wohlbespanntes und verdecktes Arabah erwartete. Selima wurde nebst Fatmen in dasselbe hineingehoben und sogleich eilte man mit ihnen in schnellem Trott davon.

XXII.

Jeden angenehmen und schönen Morgen pflegte der alte Mustaph sich zu leben. Er wandelte dann in seinem Garten umher, und nahm das Frühstück in einem schönen Kiosk ein, der ihm eine freie und beseligende Aussicht gewährte. Selima verfehlte nie, ihm dann Gesellschaft zu leisten, und es fiel ihm sehr auf, daß sie für diesen Morgen sich so lange erwarten ließ. Er befahl daher einem der

ihn umgebenden Sklaven, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Wie stutzte er, als dieser zurückkam und ihm hinterbrachte, daß Selima in ihren Gemächern nicht zu finden wäre.

Eben trat Elimar herein. Er hörte, was dem Vater berichtet ward, und er eilte daher stehenden Fußes nach Selimas Gemach. Er blickt umher, findet sie keineswegs und weiß nicht, was er denken soll. Von ungefähr stört er in ihrem Zimmer unter ihrem Putz umher und findet endlich den von Morad ihr geschriebenen Brief. Er öffnet ihn, lies't, und trauet kaum seinen Augen. Er lies't noch einmal, und es scheint ihm ein großes Licht aufzugehen. Eiligst kehrt er nun zum Vater zurück.

„Ist's möglich, mein Vater!“ Rief er in aufgebrachtem Tone. „Selima! — Sie ist entführt. Vergebens sehen wir ihr entgegen. Sie ist entführt. Ein scheinheiliger Räuber unserer Ehre hat sie uns entrissen. Das elendeste Bubenstück, das je verübt worden, raubet dir eine Tochter und mir eine Schwester. Hier mein Vater, lies und glaube — “

Mustaph reißt dem stürmenden Sohne den Brief aus der Hand. Auch er lies't. Er hat geendigt.

Morad! Ruft er, ist's möglich! — Selima! — Selima! Meine vielgeliebte Tochter.

„Die Zeit ist edel, mein Vater!“ fiel Elimar ein. „Wir dürfen keinen Augenblick verlieren. Ich eile sogleich zu Morad. Ich stelle ihn zur Rede. Er soll unsere Schmach büßen.“

Keine Unbesonnenheit, mein Sohn, sagte Mustaph.

„Die That ist klar,“ versetzte Elimar. „Hier steht es geschrieben. Ich weiß, was ich unserm Rufe schuldig bin. — Mich hält nichts auf.“ — Und mit diesen Worten faßte er Morads Brief, eilte davon und nahm seinen Weg zu Morad.

Dieser war, durch die Unterhaltung, die ihm am gestrigen Abend im Hause Moulahis ward, zu einem gewissen Grade von Nachdenken über sich selbst gestimmt worden, das ihm gleichsam in der Art, wie er sein Leben in der großen Welt begonnen, eine Leere finden ließ. Es regte sich in ihm der Gedanke, daß es daselbst für den Reichen, welcher der Sorge für seine ersten Bedürfnisse überhoben ist, Beschäftigungen giebt, wodurch er eine Gattung von Neigungen zu befriedigen hat, die ihm einen erhabenen Standpunkt in der Gesellschaft verleihen. Und indem er wollte gefunden haben, daß

Omrah ihn verleitet hatte, sein Herz auf Kosten seines Geistes zu beschäftigen, dachte er sich zugleich den Abstand, in welchem er gegen Männer blieb, die nicht an Besitz von Glücksgütern ihm nachstehen. Ihre Ueberlegenheit an Geisteskraft und Einsicht ward ihm ein Sporn, einen Theil seiner Muße den Gegenständen zu weihen, wodurch jene Männer eine solche Würde in seinen Augen erhielten.

Mit dieser herumirrenden Empfänglichkeit für Nachdenken und Wissen beschäftigte sich Morad in solchem Grade, daß die Empfindungen seines Herzens sich nur im Hintergrunde seines Bewußtseyns regten. In einer solchen Stimmung schloß er nicht allein die Augen, sondern erwachte er auch am späten Morgen. Sein fester Vorsatz blieb es, alle Mittel aufzubieten, sich auf eine würdige Art jenen Männern anzuschließen, die ihn auf eine neue Gattung von Lebensgenuß aufmerksam machten, und er freuete sich im voraus, daß ihm die Einladung beim Moulahi Gelegenheit geben dürfte, mit einigen jungen Mannern gleichen Sinnes eine nähere Bekanntschaft anzuknüpfen.

In einem solchen Ideenkreise fand sich Morad versenkt, als Elimar zu ihm hereintrat. Seine trotzende Miene, sein stürmender Schritt schienen

von Morad nicht bemerkt zu werden. Dieser saß gleichsam mit einer gewissen ruhigen Selbstgenügsamkeit, die Elimar aber als eine vorsetzlich angenommene Kälte oder Gelassenheit betrachtete, und die ihn noch zu auffallenderen Aeußerungen Veranlassung geben mußte.

„Wo ist, wo habt ihr meine Schwester, Morad?“ Rief er. „Redet, sprechet. Ich weiche nicht eher von hier.“

Eure Schwester? Fragte Morad in befremdendem Tone.

„Ihr wollt etwa gar den Betroffenen spielen?“ fuhr Elimar fort. — „Ich rathe euch, Morad, mich nicht aufs Aeußerste zu bringen. Ihr seyd euer Verräther.“

Der will ich, versetzte Morad mit sanfter Stimme, immer seyn und bleiben, mein lieber Elmiar —

„Mit Gemeinplätzen sollt ihr mich nicht hinhalten, Morad,“ fiel Elimar ein. „Ihr habt unserm Hause eine große Beleidigung zugefügt. Sie verdient eine bittere Rache. Ist dies der Lohn für die Achtung und Freundschaft, deren ich euch werth hielt? Dies der Dank für die gute Aufnahme, der euch mein Vater würdigte? — Es soll alles ver-

geben und vergessen seyn. Gebt nur dem Vater die Tochter, dem Bruder die Schwester wieder."

Elimar! Erwiederte Morad, ich gestehe, daß mich eure Forderungen zu befremden anfangen.

„Ich glaube mich mit euch hinlänglich verständigt zu haben," versetzte Elimar, „wenn ich euch diesen euren Brief vorzeige."

Ich bekenne, ihn geschrieben zu haben, sagte Morad mit festem Ausdruck. Was verlangt ihr von mir nun, Elimar? — Kann ich der Neigung eurer Schwester gebieten? — Wenn es das Schicksal will, so besitze ich männliche Stärke genug, Selima zu entsagen. Sie mag in den Armen eines andern ihr Glück finden. Ich will sie nicht abhalten, dem Winke derer Folge zu leisten, denen sie Gehorsam schuldig ist. Selimas Bild wird mir ewig theuer seyn. Allein der Vorwurf ihres unrechtmäßigen Besitzes soll mich nie foltern. Ich werde sie nicht mehr sehen. Und verlangt ihr es, so will ich sie selbst ermahnen, mich zu vergessen.

„Sie mir wiedergeben sollt ihr," fiel Elimar ein. „Von euch fordere ich Selima zurück. In euren Händen ist sie. Ihr habt sie entführt."

Ich? Selima entführt? Ich? fragte Morad betroffen.

„Alles spricht wider euch, ausgelernter Heuchler!“ Sprach Elimar entrüstet. „Euer in Geheim mit ihr unterhaltenes Verständniß — dieser Brief — eure jetzige Aeußerungen. Sie ist entführt, durch euch entführt. Das ist entschieden. — Ihr habt euch nun zu erklären — wollt ihr mir Selima zuführen oder nicht?“

Ich habe euch meine Erklärung gegeben, Elimar, versetzte Morad.

„Ihr seyd ein verstockter Räuber, Morad,“ fuhr Elimar fort. „So mag euch denn der Arm der Gerechtigkeit die Beute entreißen, deren Besitz ihr euch versichert haltet.“ Und bei diesen Worten eilte Elimar entrüstet davon.

Morad hatte nun Zeit, sich zu sammeln und über diesen Vorfall nachzudenken. Kaum wußte er, was er von der ganzen Angabe Elimars für wahr zu halten habe. Der Gedanke: Selima sollte durch ihn entführt seyn, enthielt ihm etwas Widersprechendes. Bald erinnerte er sich aber der ganzen mit Osman gestern gehabten Unterredung, und er überzeugte sich nicht allein, daß Selima entführt seyn dürfte, sondern es drängte sich in ihm auch aller jener Argwohn hervor, den Osman sehr fein, gegen Mustaph und dessen Sohn, in ihm zu erre-

gen wußte. „Selimas Bruder hat sehr brav seine Rolle gespielt,“ dachte er. „Es scheint, daß der Alte günstiger gegen mich gesinnt war, als gegen Ezad Paschas Sohn, und Elimar wagte daher das Aeußerste, entreißt seine Schwester dem väterlichen Hause; dem ersten Zorne des Greises zu entgehen, spiegelte er ihm vielleicht vor, daß ich der Entführer sey. Der Brief kann den Alten in dem Glauben bestärkt haben.“ Hier hielt Morad einige Augenblicke ein.

„Doch wie kommt Elimar zu dem Briefe?“ Fuhr er endlich in seiner Gedankenreihe fort. „Hätte er Selima mit Gewalt entführt, so dürfte er nicht in Besitz des Briefes gekommen seyn. Wäre es möglich! Selima sollte einverstanden mit ihrem Bruder — Ach die Weiber! Die Weiber! Osman du scheinst sie nicht zu kennen — Gewiß! Selima hat mich vorsätzlich verlassen. Sie hat sich von dem Bruder für Ezad Paschas Sohn gewinnen lassen. Sie hat meiner, sie hat des Vaters Zudringlichkeit entgehen wollen. Wer weiß, welchen trügerischen Plan sie entworfen, mir das Zutrauen des Alten zu entreißen, ihm Kaltsinn, Groll gegen mich einzuflößen. Dieser Brief hat vielleicht schon seine Wirkung gethan.“ Hier hielt Morad wieder ein.

„Doch warum denke ich nicht daran," begann er wieder, „daß selbst der Alte einverstanden mit seinen Kindern mir mitspielt? Er ist mein Schuldner. Er hat mir Verbindlichkeit. Ich habe ihm meine Liebe zu Selima entdeckt. Er will sich von dem allem losmachen, schreit mich als einen Verführer aus, sucht einen Hader mit mir, um sich und seiner treulosen Tochter einen freien Spielraum zu schaffen. — — Die Zeit muß mir Aufklärung geben. — Die Zeit? — Indeß ist mein unbescholtener Name, mein guter Leumund dahin. Nein! Ich will, ich muß gleich Licht haben. Ich eile zum alten Mustaph, stelle ihn zur Rede, beobachte ihn."

Sein Vorsatz stand fest. Er wirft sich in seine Kleider und eilt zu des alten Mustaph Wohnung.

XXIII.

Den alten Mustaph hatte die Nachricht, mit welcher ihn der Sohn überraschte, sehr erschüttert. Tief kränkte es ihn, die einzige Tochter, an welcher er mit Herz und Seele hing, sich von einem Manne entrissen zu sehen, dem er ein edleres Benehmen zugetraut, den er eines solchen Schrittes nicht fähig hielt. Und am meisten beunruhigte ihn der

Gedanke, daß ein solcher entschiedener Heuchler dabei einen Plan beabsichtigen dürfte, welcher der Ehre seines Hauses nachtheilig seyn könnte.

So folternd für den edlen Greis dieser Gedanke war, suchte er doch mit seiner ihm zu Gebote stehenden Gegenwart des Geistes seine innere Ruhe wieder herzustellen. Allein das Schicksal schien seine aufgeregten Kräfte zu keiner Fassung mehr kommen lassen zu wollen.

Schon am frühen Morgen waren einige Tartaren als Eilboten in Konstantinopel angelangt, welche in Betreff der Karavane, wegen der man schon einige Zeit besorgt war, die traurige Nachricht überbrachten: daß sie das Schicksal gehabt hätte, von den Arabern in der Wüste rein ausgeplündert und zerstreut worden zu seyn.

Diese wichtige und traurige Bothschaft verbreitete sich bald in die ganze Stadt. Man kann sich leicht denken, welchen Eindruck sie auf Mustaph machen mußte. Der bereits erschütterte Greis ward davon so angegriffen, daß er vom Schlage getroffen zu Boden sank. Man eilte ihm sogleich mit allen den Mitteln zu Hülfe, welche die Kunst der Aerzte aufzubieten weiß. Allein vergebens be-

mühete man sich, ihn wieder ins Leben zurückzurufen. Er war für diese Welt dahin.

Morad ward auf die ihm schreckliche Nachricht von Mustaphs plötzlichem Tode bei seinem Eintritt in dessen Wohnung vorbereitet. Das Geschrei und Wehklagen seiner Hausgenossen und Sklaven tönte ihm entgegen. Er glaubte dem Greise die letzte Ehre bezeugen zu müssen, und er trat daher in das Gemach, wo sein Leichnam ausgebreitet lag.

Ein neuer ihn verwundender Anblick traf sein Auge. Elimar lag bei der Leiche des Vaters. Tiefer Schmerz drückte ihn nieder. Er benetzte mit Thränen die kalte Hand des abgeschiedenen Greises. Gerührt von diesem Anblick trat Morad zu dem untröstlichen Sohn, um ihn zu beruhigen. Kaum erblickte ihn Elmiar, so läßt er ihn nicht zu Worte kommen.

„Auch du hier, Morad?“ Rief er ihm entgegen. „Komm! Erblicke dein Werk. Der Greis, er würde noch leben, athmen, du hast den Grundstein zu seinem Grabe gelegt. Du! — Mit seinem Tode ist nicht sein Recht verschieden. Ich werde an seiner Statt für seine Ehre, für die Ehre der Tochter, der Schwester, kämpfen.“

Elimar! versetzte Morad mit gerührter Stimme. Ich glaubte euren Vater lebend anzutreffen. Das Schicksal hat ein anderes beschlossen. Euer Vater ist nun dahin. Ich rechne ihm nicht zu, was er mir Leides zugefügt. Doch euch empfehle ich, das für Selima zu thun, was er für sie gethan hätte.

Bei diesen Worten zog er sich aus dem Gemach zurück und verließ Mustaphs Wohnung.

Mit Wehmuth sah er einigemal auf das Haus zurück, wo er den Gegenstand kennen lernte, der ihm das Theuerste ward. Die folterndste Gedankenreihe bildete sich in seiner Seele. „Hätte ich glauben können,“ sagte er zu sich selbst, „daß in diesen Mauern, wo ich lauter Güte und Wohlwollen anzutreffen wähnte, der Trug, der Undank und die Falschheit auf mich im Hinterhalte lauschen werden. Selima, die mir Liebe heuchelte, mich nie zu vergessen schwur, hat treulos mich verlassen; ihr Vater, der Greis, dem all mein Habe zu Gebote stand, in dem ich Wahrheit, Offenherzigkeit nur suchte, den ich zum Vertrauten meiner Liebe machte, hatte die Tücke, mich zu hintergehen, und der Bruder, dem ich Freundschaft schwur, besitzt noch Bosheit genug, mich als einen Verräther derselben zurückzuweisen. — In der That, ich hatte

mich doch von allen dreien einer andern Behandlung versehen. Daß ich hintergangen worden, beim Propheten! das kränkt mich nicht, aber das wurmt mir, daß diese Menschen mich zu hintergehen fähig waren."

Indeß konnte sich Morad es zugleich nicht erklären, daß er von Osman noch nicht die mindeste Spur hatte. Seine gutmüthige Seele nährte keiner Argwohn, aber wohl einige Besorglichkeit um diesen ihm scheinbaren Freund. „Wenn er nur nicht ein Opfer seiner Anhänglichkeit zu mir geworden ist!" dachte er. „Wenn diese verworfenen und hartherzigen Seelen ihm nur nicht, für den an mir verdienten Lohn, seinen Untergang bereitet haben! Doch wie wäre es auch anders möglich! Warum seh' ich, vernehm' ich nichts von ihm? Wer weiß, welches Opfer er mir in seiner Ergebenheit, seiner Betriebsamkeit für mich gebracht hat!"

Mit der Besorglichkeit um den Freund stieg Morads Unwille gegen Elimar, Mustaph, ja selbst gegen Selima. Er suchte sich zwar zu überwinden, den Kampf, der ihn entzweiete, nicht vor den Augen der Menge, welche er durchwandern mußte, zu

verrathen; indeß war seine Phantasie allzulebhaft mit dem Vorgegangenen beschäftigt gewesen, als daß er, trotz alles Aufwandes von Kraft, seine Selbstheit öffentlich zu behaupten, sich nicht immer neuerdings in den Strudel der ihn bestürmenden Gefühle, von dem er sich nicht ganz loszumachen vermochte, versetzt hätte finden sollen.

Viertes Buch.

I.

Man kann sich leicht denken, daß Morad, bei dem Zustande, der seinem Gemüthe zu Theil worden, mit einer in sich selbst gekehrten Haltung dahinwankte, die Jedem auffallen mußte. Er würde schwerlich sobald zu sich selbst gekommen seyn, würde noch immer gegen Selima, gegen ihren Vater und Bruder geschmält und um Osman Besorglichkeit gehegt haben, wenn er nicht in diesen Selbstgesprächen gestört worden wäre.

„Wir nehmen gewiß, edler Morad, einen Weg," hörte sich unser Held angeredet.

Morad blickte seitwärts und gewahrte einen Mann von mittlerem Alter neben sich, dessen Vortrag, entscheidende Sprache und treffende Repliken schon gestern beim Moulahi seine Aufmerksamkeit an sich zogen. Es war ein gewisser Aradab, ein

Mann, der in ganz Konstantinopel nicht bloß den Ruf eines guten Kopfes hatte, sondern wirklich in Besitz mannichfaltiger Kenntnisse und reichhaltiger Talente war. Seinen Ruf hatte er vorzüglich dem ihm mit jenen Menschen gemeinen Temperament zu verdanken, welche über alle Gegenstände mehr sagen, als sie oft sollten, ob sie es gleich in der Manier vorbringen, daß ihre Unverständlichkeit der großen Menge als erhabene Weisheit erscheint. Man wird daher bemerken, daß diese Menschen, so schmeichelhaft und ein solcher Sporn für ihre Talente ihnen die Aufmerksamkeit ist, welche sie erhalten, sich doch immer in die Länge der Zeit mehr dadurch schaden als Vortheil schaffen.

Beim Alradab war dies wirklich der Fall. Er kam oft in die Versuchung, seitdem er in dem Zirkel bei Moulahi Veranlassung hatte, einige helle Begriffe über die gesellschaftlichen Verfassungen zu sammeln, hin und wieder gewisse Ideen und Grundsätze öffentlich mit einem Feuereifer zu verrathen, welche bei den Anhängern der herrschenden Parthei einen gewissen Verdacht gegen ihn erregten, im Allgemeinen aber seinen Ruf als denkenden Kopf und trefflichen Gesellschafter begründeten, und ihn in jedem Kreise, wo er Zutritt hatte, die allgemeine

Stimme erwarben. Auf diese Art hatte er auch Morad eingenommrn, und ihm eine gewisse Achtung für sich einzuflößen gewußt.

Kaum erblickte Morad daher den ihm liebgewordenen Alradab, so drängte sich, durch das Gewühl ihn durchkreuzender trauriger Vorstellungen, in ihm die schöne Aussicht hervor, welche er sich in dem Umgange Moulahis und seiner Freunde träumte. Der Anblick Alradabs belebte in ihm den Eindruck, den dieser Umgang seit gestern bei ihm zurückgelassen hatte, und er gewahrte Alradab mit einer größern Theilnahme, als dieser selbst bemerkte. Denn beim zweiten Blick, welchen er auf Morads Aeußere warf, gerieth er auf den Gedanken, daß er seiner Laune nicht sehr willkommen seyn mögte.

Während ihn noch der Gedanke beschäftigte, entgegnete ihm Morad schon auf seine Frage: Ihr nehmt, Alradab, gewiß euren Weg zu Moulahi. Ich sollte auch erscheinen, allein —

„Ihr kommt' mir, Morad," fiel Alradab ein, „gar nicht bei rechter Laune vor."

Das wird mich abhalten — versetzte Morad.

„In unserm Kreise zu erscheinen?" Fragte Alradab. „Was sind es denn für Angelegenheiten,

die euch, junger Mann, solchen Mißmuth veranlassen? Haben andere gegen euch einen Schurkenstreich verübt, oder habt ihr selbst einen begangen, so liegt's an euch, euch deshalb zu beruhigen."

Wer dies könnte! Rief Morad seufzend.

„Junger Mann!" Begann Alradab. „Wenn ich auf einen Menschen eures Alters stoße, den die Natur mit Geistesfülle ausgestattet, so verdrießt es mich immer, ihn den Zeitpunkt verabsäumen zu sehen, wo er die Spannkraft sammeln kann, über jenes unzählige Heer von Uebeln dieser irrdischen Welt sich empor zu heben. Es ist nur das Erbtheil der schwachen Menschen, immer an ihrem lieben Selbst, höchstens an dem ihrer Verwandten und Freunde zu haften. Eine Seltenheit ist es, in eines Menschen Busen die Empfänglichkeit herrschend zu finden, für das, was die Menschheit und ihr Interesse betrifft. Und das bildet uns doch die erste Triebfeder für unsern Beruf. Das Ganze ist nicht unsertwegen da, wir Einzelnen sind des Ganzen wegen geschaffen. Alles was wir sind, werden wir dadurch. Ihm sind wir verpflichtet, uns zu opfern, seinetwegen sollen wir leiden und dulden. — Haben wir unser Gefühl zu solcher Selbstverleugnung gewöhnt, reichen wir mit unserm Bewußtseyn nach

dieser Region, so muß jedes Uebel, das wir dulden, als eine pflichtmäßige Aufopferung unseres Selbstes von uns betrachtet werden. Wir leiden, weil das Ganze dadurch erhalten werden muß, wir dulden selbst vom Schurken oder Niederträchtigen, weil er uns als ein Mittel zur Erhaltung des Ganzen verwendet. Wir selbst aber können auf der Höhe, auf welcher wir stehen, kein Böses veranlassen, als insoferne wir das Einzelne dem Ganzen pflichtmäßig aufopfern. Vergehen wir uns gegen das Ganze, so sind wir es nicht, sondern es sind nothwendige Uebel, die es zu seinem Heil durch uns veranlaßt. — Habt ihr euch nur, Morad, mit diesem Ideengang bekannt gemacht, euch festen Glauben darin gesichert, so wird es euch schwer werden, ein Schurke zu seyn, ihr werdet lächeln, wenn euch der Schein dafür ausgibt, und die schmerzhaftesten Leiden wird euch der Trost mindern, daß ihr ein Opfer zum Heil des Ganzen bringet."

Morad sah Alradab an, wie ein Mensch, den man aus einem tiefen Schlummer weckt, und ihn von wunderbaren Dingen erzählt, die er sehen soll.

„Ihr staunt, Morad," fuhr Alradab fort, „vor der Höhe, welche ich euch zu erschwingen auffor-

dere. Allein, es giebt einen Führer, der es gegen euch an Beharrlichkeit und gutem Willen nicht fehlen lassen wird."

O nennt mir ihn, Alradab! Begann endlich Morad. Mit Gold will ich seine Mühe aufwägen.

„Ihr Reichen glaubt auch mit eurem Golde alles euch kaufen zu können," versetzte Alradab. „Ihr würdet zum Bettler werden müssen, wenn er nach eurem Golde geizte. Der Name eures Führers ist: Gemeingeist."

Gemeingeist! Rief Morad.

„Er ist das himmlische Wesen," fuhr Alradab fort, „das in diesen irdischen Regionen unter tausendfaltigen Gestalten umherschleicht und umherschleichen muß. Die Menschen sind nicht für das Vollkommene immer empfänglich, das er ihnen in seinem Wesen aufstellt. Daher gesellt er sich ungerufen zu den Menschen in ihrem Jugendalter schon, um sie zu verleiten, das Gute des Guten wegen zu üben, und daher die einfache unbefangene Milde, die wir oft an den jugendlichen Menschen bewundern. — Gemeingeist ist es, der mit enthusiastischem Eifer für die Menschheit, mit dem zum Manne werdenden Jünglinge kämpft, und ihm das

Gute, Edle, Schöne so unverdrossen aufstellt, daß der Mensch sie, selbst unter dem Gewühl der sein Inneres durchkreuzenden eigennützigen Leidenschaften, zum wenigsten verehren und schätzen muß. Daher, Dank sey dem Propheten! noch die tugendhafte Außenseite des eigennützigsten und verdorbensten Menschenkreises. — Gemeingeist ist es endlich, der den echten Geist der Menschheit mit einer Würde in unserm Kreise aufstellt, die hin und wieder die Hellsehenden zur Empfänglichkeit dafür ermuntert. Sie werden von dem Bilde der Menschheit beseelt und halten sich alsdann berufen, die Spannkraft des Eigennutzes zu lähmen und die Brut jener Leidenschaften, die im Menschen die Menschheit zerfleischen, zu tödten. Daher endlich die Anzahl der Weisen, die zum Heil unserer Gattung erhalten werden, die selbst auf den Ruinen der Menschheit von neuem immer zuversichtsvoll ihre Laufbahn beginnen, und sich dem Dienste ihres Gottes, des Gemeingeistes, hienieden unaufhaltsam weihen."

Alradab, eure Worte verrathen euch, sagte Morad mit ehrfurchtsvollem Gefühl. Ihr scheint zu der kleinen Zahl der Weisen zu gehören —

„Ich bin stolz auf das Bewußtseyn," ver-

setzte Alradab, „diese Höhe erreicht zu haben. Allein mich demüthigt der Gedanke, daß jeder himmlische Vorsatz so selten zur That übergehen kann. Die Menschheit liegt in ehernen Fesseln, und die Anzahl der Weisen ist zu klein, sie zu zerbrechen.“

O wär' ich so glücklich, ihre Zahl vergrößern zu können! Rief Morad.

„Junger Mann!“ Fuhr Alradab fort. „Wollt ihr zum Heil der Menschheit euch an die kleine Zahl der Weisen anschließen, so müßt ihr erst der Menschheit Werth im Geiste kennen lernen. Es giebt für den Weisen, leider! in dieser Welt nur selten etwas zu thun. Er hat nur zu denken, wie der Lauf der Dinge geordnet werden dürfte, wie es seyn soll. Selbst Hand anlegen kann er nicht, ohne das Ganze, wie es die eigensinnigen Launen der Menschen zusammentrugen, völlig zu vernichten. Ach! Dieses Nichtsthun ist die schwerste Versuchung, in welche der von dem höchsten Grade des Gemeingeistes beseelte Mensch versetzt werden kann. Selten geschieht es, daß den Weisen der Enthusiasmus für das Gute nicht zur That hinreißt. Es wird alsdann ein schwerer Kampf, den er mit dem Vorurtheil, mit der Eigensucht und mit der Wollust zu bestehen hat. Allein dafür hat

er auch den Lohn, daß, wenn er siegt, ihm die Menschheit den Lorbeer reicht; unterliegt er aber, sie auf ewige Zeiten an seiner Urne trauert. — Ich merke, Morad, eure Wange röthet sich, euer Blick wird feurig."

Warum sollte mir der Lorbeer oder der Tod nicht werden? fiel Morad begeistert ein.

„Ihr wollt Früchte ernten," begann Alradab wieder, „ohne zu säen. Lernt erst weise seyn, reißt euch von einzelnen Dingen los, umfaßt die große Kette von Wesen, denkt euch ihre Glückseligkeit so groß, als ihr sie euch gern erträumen mögt, denkt euch glücklicher, wenn ihr jene befördern könnt, und trauert, so lange ihr die Menschheit siechen sehet, dann werdet ihr alles aufzuopfern bereit seyn, was ihr an irdischen Freuden besitzet, ihr werdet alles dulden und leiden, was euch an Unfällen widerfährt. Das Heil des Ganzen beseelt euch. Das Eurige kümmert euch nicht. Mit solcher Gemüthsverfassung seyd ihr ein Weiser. — Es gehört aber Uebung, unnachläßliche Uebung dazu, sein Inneres an diesen Ideengang zu gewöhnen —

In eurem Umgang, Alradab — unterbrach ihn Morad.

„Meine Worte," fiel jener ein, „sind ein bloßer Funke. — Alla sey gelobt! Der Geist der vorzeitigen Weisen lebt in ihren Schriften. Mit ihnen muß sich der Jünger der Weisheit befreunden, in ihnen muß er aus den Buchstaben den Geist sammeln, und seinem Geist die Biegsamkeit schaffen, die außerdem schwer zu erlangen ist."

Wohlan, Alradab! versetzte Morad. Traget Sorge, mir diese Schriften um jeden Preis zu verschaffen. Sie sollen die erste Zierde meines Gemaches seyn, und aus ihnen will ich alsdann, der fleißigen Biene gleich, am Morgen und Abend die Weisheit saugen, für die ihr mich so begeistert habet.

II.

Während dieses Gespräches kamen sie nach Moulahis Wohnung.

Morads Denkart war jezt durch Alradab nicht allein dem Geiste der Gesellschaft gemäß gestimmt, in welcher er diesen Mittag hinbringen sollte, sondern überhaupt zu einem Ideengang vorbereitet, der den spekulativen Köpfen seiner Zeit eigen war.

Die Weisen der Vorzeit streuten den Saamen

ihres

ihres sinnlichen Wissens unter ihren Nebenmenschen umher. Er schoß in Blüthen, Blumen und Blätter in ihrem Kreise hervor. Sie schienen der Menschen Sinne bloß weiden zu wollen, und trafen zugleich Geist und Herz. Sie schufen keine neue Welten, wo alles auf Rosen wandelte, oder mit ehernem Heldenmuth gegen Unfälle gewaffnet war. Sie suchten die Menschen mit dem wirklichen Leben so gut auszusöhnen, als es ihnen möglich war. Es ward nicht alles gut, aber manches Gute kam zur Reife. Denn sie dachten für die Menschen, ihre Weisheit blieb auf festem Boden, und verstieg sich selten nach höheren Regionen. Dieses goldene Alter der Weisheit war dahin.

Die neuern Weisen halten die Menschen, wie sie sind, nicht werth, ihren Meißel daran zu setzen. Sie wähnen im Geiste an die Quelle der Schöpfung geführt worden zu seyn. Sie schaffen eine Welt nach ihrem Urbilde, und beleben sie mit Geschöpfen, die sie vergebens suchen. Sie treten mit ihren Umrissen unter die Menschen, wie Götter, sie werden nicht verstanden, aber bewundert. Sie leben in ihrem Geiste, aber nicht für die Menschen. Sie stehen auf Erden und reichen bis an den Himmel. Die menschliche Gattung liegt zu ihren Füßen und reicht

nicht zu ihren Häuptern. Sie hört den Buchstaben, bleibt kalt, wird berauscht vom Geiste und rüstet sich zum Kampfe.

Moulahi ward von Morad und Alradab bereits in einem ansehnlichen Kreise von Freunden angetroffen. Er empfing die nun Angekommenen mit freundlichem Zuvorkommen. Vorzüglich ging er Morad entgegen. Er reichte ihm die Linke und zog ihn auf seinen Sitz neben sich hin.

Durch die Ankunft Morads und Alradabs ward Moulahi in einer kleinen Rede unterbrochen, zu der ihm gleichsam die Unterhaltung Gelegenheit gegeben zu haben schien. Moulahi war keinesweges ein eifriger Anhänger derjenigen Richtung, welche die Spekulation nahm. Sie ward in seinen Händen ein schlaues Mittel, eine gewisse Empfänglichkeit für die Plane seiner Partei in einem Kreise gebildeter, junger und angesehener Männer zu veranlassen. Er störte in den Meinungen der jetzigen Weisen umher, führte ihre allgemeinen Formeln stets im Munde, und so erschien er, als entschiedener Anhänger dieser Weisheit, denen, die ihr ihre Verehrung weiheten.

„Es ist nur allzuwahr,“ äußerte er in dieser Rücksicht diesmal in dem ihn umgebenden Kreise,

„was die neuen Weisen laut erklären, daß alles Formen, Richten und Meißeln an der schiefgebildeten Menschengattung vergebens ist; daß sie nothwendig neugeboren werden und mit gereinigtem Sinn ihre Haltung einem in uns aufgestellten Ideale absehen muß. Trostlos würde der Weise daher im Kreise der Menschen umhersehen und an jeder radikalen Heilung zweifeln müssen, wenn die Natur in ihrer erhabenen Ordnung ihm nicht die Hand böte, an seine Gattung einige Heilmittel, in der Aussicht einiges Erfolges, verwenden zu können. Der Weise würde aber eines zu großen, vielleicht vergeblichen Aufwandes von Kräften bedürfen, wenn die Heilung der ganzen Menschengattung ihm zum Standpunkt gemacht würde. Die Natur führte daher die Menschen in gewisse Gesellschaften zusammen, wo sie nach einer Absicht, einem Zweck vegetiren. In einem jeden dieser Zirkel bleibt es dem Weisen vorbehalten, mit elektrischer Kraft wirken zu können. Der Gedanke muß aber in That übergehen, wenn er nachdrücklich wirken, und in dem kleinen Kreise seiner Gattung, der Menschheit eine Trophäe errichten will. Er muß die Menschen der Menschheit aufopfern, und der Menschen

nicht schonen, um die Würde der Menschheit zu retten."

„Wenn der Tyrann, das Vorurtheil," fuhr er fort, „die Menschheit fesselt, und die Menschen schwach genug sind, ihm dazu die Hand zu bieten, so ist es Pflicht des Weisen, wenn ihm anders das Schicksal die Mittel in die Hände gibt, alles aufzubieten, nichts zu schonen, die Menschheit von der Fessel, in welcher sie schmachtet, zu befreien. Darum, meine Freunde, laßt keine Gefahr uns abschrecken, laßt keine über uns den Meister spielen, wenn wir die Rechte der Menschheit, im Kreise der Menschen, den Fesseln entreißen wollen, die sie tragen. Mögen alle, selbst wir, mit untergehen, wenn der Gedanke uns beseelt: die Menschheit wieder in ihre Rechte einzusetzen!"

Nach diesen Gemeinplätzen rückte endlich Moulahi seinem Gegenstande näher. Er zeichnete seinen Freunden in lebhaften Farben und treffenden Umrissen den Zustand, in welchem sich das allgemeine Wohl der Menschen in ihrem Vaterlande befände; wie diejenige Quelle, aus welcher für sie manches Gute und Heilsame hervorsprühen könnte, von denen in ihrem Laufe aufgehalten würde, die sich berechtigt hielten, dasselbe nach ihrer Eigen-

macht zu spenden; ferner, welche kleine Anzahl Tyrannen in dem Heile des Volkes schwelgten, alles aufopferten, um der Habsucht und den geilen Absichten zu fröhnen, von denen sie und die Ihrigen besessen wären.

„Was würdet ihr, meine Freunde!“ fuhr er fort, „bei freier Wahl gegen das Ungeheuer, das jene Tyrannen bilden, beginnen? Ich merke und nehme es aus eurem Blick ab, daß Keiner anstehen dürfte, gegen dasselbe die Klinge zu zucken, und seinen Untergang zu befördern. Moulahi und einige seiner treuen Gefährten, die in die verschlungenen Wegen eingeweihet sind, welche zu dem verborgenen Sitze führen, wo dies Ungeheuer sich eingewurzelt hat, dürften es dort aufzuschrecken vermögen. Allein sie bedürfen einer thätigen und gerüsteten Hülfe, um sich einer sichern Rückkehr aus diesem verborgenen Pfad zu erhalten. Können, sollen wir auf euren Beistand rechnen, meine Freunde? — Wer von euch glaubt, daß er mit eigener Gefahr, der Menschheit kein Opfer zu bringen verpflichtet sey, der kann noch zurückgehen. Er trete hervor, erkläre sich laut. In dem Stillschweigen eines Jeden wird die gute Sache ihren Anhänger erkennen.“

Zum Erstaunen Moulahis schwiegen alle ihn Umgebende. Keiner wagte es, hervorzutreten. Viele waren von dem großen Vorsatz begeistert, zu dem sie Moulahi einweihete. Die Kühnsten gaben ihm lauten Beifall, und rissen durch diesen selbst die Schüchternsten mit sich hin.

III.

Zu keiner von beiden Arten war Morad zu zählen. Man konnte ihn weder begeistert noch schüchtern nennen. Er war nicht genug mit den mannigfaltigen, verschlungenen und schlüpfrigen Wegen, auf welche die Machthaber der Regierung gerathen können, bekannt. Er hatte nicht den Scharfblick sich zu erwerben Gelegenheit gehabt, mit welchem er ihre Art und Weise in ihrem Verfahren zu beurtheilen fähig war. Er wußte bloß, daß der Staat regiert wird; wie er es sey, das lag ihm nicht ob. Indeß war er wieder von der andern Seite für die Grundsätze empfänglich, auf welche Moulahi seinen Tadel gegen die Regierung gründete; und er mußte daher auf den Gedanken gerathen, daß solche Grundsätze nur das Gute und Vollkommene bezwecken könnten. Er kannte aber

zugleich weder die Gefahr, die mit einem Unternehmen gegen die Regierung verknüpft war, noch wähnte er, daß der guten Sache irgend ein Hinderniß im Wege stehen sollte. — Er war daher, wie wir geäußert, weder begeistert noch schüchtern, sondern er verrieth in seiner Miene eine gewisse männliche Standhaftigkeit, die den Häuptern der Parthei auch Zutrauen gegen ihn einflößten.

Der laute und stille Beifall, mit welchem sich Moulahi begünstigt sahe, veranlaßte ihn im Vorbeigehen zu äußern: daß es ihm eine große Beruhigung gäbe, seine Freunde und Anhänger mit solchem Eifer und solcher Stimmung für die gute Sache ausgerüstet zu sehen.

„Ein wichtiger Vorfall," fuhr er fort, „von dem ich euch, meine Freunde, nach eingezogenen bestimmten und gewissen Nachrichten, bei unserer nächsten Zusammenkunft, etwas Mehreres werden mittheilen können, hat mir für unsere Absichten äußerst bedenklich geschienen. Indeß hoffe ich, nachdem ich mich neuerdings von eurer Anhänglichkeit, meine Freunde, überzeugt, daß uns nichts hindern soll, solche Maasregeln aufzubieten, die unsern Zweck uns ohnfehlbar werden erreichen lassen."

Der Vorfall, dessen Moulahi Erwähnung that,

war wirklich für die Verschwornen sehr bedenklich. Moulahi nemlich wäre nie entschlossen gewesen, sich in ein Unternehmen gegen die bestehende Regierung einzulassen, wenn er nicht die Aussicht gehabt hätte, für seinen Plan einen sichern Grund zu haben. Er war zu sehr von den redlichen Grundsätzen des Mufti überzeugt, als daß er von ihm glauben konnte, er dürfte dem Benehmen und Verfahren des zeitigen Großveziers seinen Beifall geben, der bloß nach den Winken Bekir Agas, dem er sein Ansehen zu danken hatte, handelte. Er konnte im Voraus ermessen, daß diesem edlen Manne es äußerst kränkend seyn mußte, durch den Einfluß und das tyrannische Benehmen dieses Verschnittenen, an der Spitze des Divans einen Vezier zu sehen, der jeder Aeußerung Stillschweigen gebot, welche es ihm nur im Entferntesten verrieth, daß es darauf abgesehen sey, den Einfluß seines Gönners zu beschränken. Moulahi wußte ihn daher so für seine Absichten zu bestimmen, daß er ein eifriger Theilnehmer derselben ward, und sich gleichsam verpflichtet hielt, keine Gelegenheit vorbeigehen zu lassen, wo er, durch seinen Einfluß auf den Divan und den Großherrn, etwas bewirken konnte, Bekir Aga und seine Parthei in ihrem Ansehen zu erschüttern.

Von der begeisterten Stimmung des Mufti versprach sich Moulahi vieles. Indeß dachte er nicht daran, daß diese den guten Alten oft zu Aeußerungen veranlaßte, die dem Großvezier nur allzusehr, über seine Gesinnungen, und was er sich von ihm zu versehen habe, Licht verbreiteten. Er versäumte keineswegs, seinem hohen Gönner, dem Kislar Aga, über das, was er am Mufti bemerkt hatte, Auskunft zu geben und ihm seine Besorgnisse mitzutheilen. Bekir Aga stand daher nicht an, durch seinen Einfluß auf den Sultan, dem Mufti zuvorzukommen, und seinen Gebieter dahin zu stimmen, daß er ihn sofort nach einer entfernten Provinz verwies, dessen Stelle aber einem Gliede aus der Molla übertrug, von welchem Bekir Aga erwartete, daß er ihm anhänglicher seyn dürfte.

Diese Begebenheit, die vieles Aufsehen in der Stadt machte, war zwar allgemein bekannt, allein es wußte niemand von den Verschwornen, in welchem Zusammenhange sie mit ihrem Plan stand, als Moulahi; und er wollte sich erst des Eifers seiner Freunde und Anhänger für seine Absichten neuerdings versichern, um Hoffnung zu haben, selbst ohne den, durch jenen Vorfall zerstörten Grund, seinen Plan verfolgen zu können.

Die Anhänglichkeit, welche Moulahi in dem ihn umgebenden Kreise für seine Absichten bemerkte, stimmte ihn zu einem edlen Frohsinn, den er über die ganze Gesellschaft zu verbreiten verstand. Es herrschte daher eine Munterkeit und Laune während des Males, die keinesweges die Würde der Absicht verletzten, in welcher es gegeben ward; und Morad fand daher Gelegenheit, größern Theil daran zu nehmen, als wir, nach der Stimmung, in welcher er sich zu Moulahi begab, erwarten durften.

Mit großer Erwartung nnd keiner Besorglichkeit wegen der Dinge, welche geschehen sollten, verließ endlich Morad, nach aufgehobenem Male, Moulahis Haus. Gleichsam wie weggewischt war aus seiner Seele jetzt die Erinnerung an die Familie Mustaphs. Der große Gedanke an die Menschheit erhielt seine Seele auf einer Höhe, von welcher sie sich nur schwer herablassen konnte. Wer ihn auf dem Wege nach seiner Wohnung mit dem hohen Blick, dem Ernst, und der in sich selbst gekehrten Haltung sah, würde ihn, trotz seiner Jugend, für die Weisheit selbst genommen haben.

IV.

Es war nun schon mehr als der Zeitraum eines Tages verstrichen, daß Zeli Morad vergebens entgegen sah. Dieser Umstand erregte in ihr nicht wenige Besorgniß, indem sie fürchtete, daß die Eindrücke, welche sie auf ihn gemacht zu haben sich schmeichelte, in ihm verloren gehen, und ihr alsdann die Aussicht, durch das in ihm erregte Zutrauen gegen ihre Person ihren Plan durchzusetzen, entzogen werden könnte.

Indeß verfehlte sie nicht, die lange Abwesenheit Morads als einen Umstand zu betrachten, der ihr in der Art bei Omrah zuträglich seyn konnte, ihn nämlich auf eine schickliche Art zu bequemen, daß er ihr, zur Erreichung ihrer Absichten, zu einem solchen Mittel die Hand biete, bei dem sie sehr schlau und fein jede Verfänglichkeit, die er für sich darin gewahren dürfte, zu verbergen wußte.

In dieser Absicht verfehlte sie nicht, gegen Omrah eine Reihe von Bedenklichkeiten, über die Abwesenheit und das nachlässige Benehmen Morads gegen sie, zu äußern. Sie fügte zugleich hinzu, daß sie wohl einsehe, daß, um Morad mit einiger Gewißheit fesseln zu können, mächtigere Triebfedern

in Bewegung gesetzt werden müßten. Sie war deshalb schon entschlossen, heute noch alle Vorkehrungen zu einem Mittel zu treffen, wodurch sie ohnfehlbar zu wirken hoffte. „Allein, Omrah!“ schloß sie endlich, „soll ich meines Sieges gewiß seyn, so bedarf ich eurer Hülfe. Ohne euch will und kann ich nichts unternehmen. Seyd ihr bereit?“

Wie ich schon geäußert — sagte Omrah. Zu allem, was nur nicht der Pflicht, die ich meinem Gebieter habe, entgegen ist.

„Dergleichen ist euch nicht anzumuthen,“ erwiederte Zeli. „Im Gegentheil, ihr sollt eine Rolle übernehmen, bei welcher ihr ganz eurem Berufe genügen könnt. — So hört mich denn. — Ich sehe schon, Omrah, daß ich keinen Ausweg vor mir habe, die Neigung eures Gebieters gegen mich festzuhalten, als wenn ich in ihm einen gewissen Grad von Eifersucht errege. Ali ist ein schöner junger Mann, dem ein junges Weib wohl ihre Liebe schenken mag. Wie wär's, wenn ihr Ali vorbereitetet, diesen Abend in meinem Gemach ein Geschäft zu haben, und Morad ihn bei mir überraschen ließet?“

Wohl wahr, Zeli, versetzte Omrah. Ali ist ein

hübscher junger Mann, und eben deshalb ist es mir —

„Ihr sollt gar keine Bedenklichkeiten haben," fuhr Zeli fort. „Euer Gewissen soll beruhigt seyn, wie es das meinige bleiben muß. In diesem Wandschrank nehmt ihr euren Platz ein, könnt ihr Alles hören und sehen, was zwischen Ali und mir vorgeht. Erscheint nun Morad und überrascht Ali bei mir, so habt ihr dann, nach den Aeußerungen, die er ausstoßen wird, eure Maasregeln zu nehmen. Ist er ruhig und still, so bleibt ihr's auch. Tobt, lärmt er, so tretet ihr hervor, und sagt ihm, daß eurer Wachsamkeit nichts entgangen sey, und daß er in Rücksicht dessen, was zwischen Ali und mir vorgegangen, sich beruhigen könne. — Ich werde aber alsdann um so gewisser berechnen können, welchen Eindruck ich auf ihn zu machen fähig bin. Erscheint er eifersüchtig, so habe ich meinen Zweck erreicht. Bleibt er kalt, so hat er doch etwas von der strengen Ansicht verloren, die meine Tugend für ihn haben kann, und er wagt vielleicht mehr, als er sich, aus Achtung für dieselbe, bisher erkühnte."

Der Plan ist gar nicht übel angelegt, fiel Omrah ein. Indeß Ali —

„Wir opfern Ali höchstens auf, das ist alles,“ fügte Zeli hinzu. „Ihr könnt ihn auf eine ganz ihm unmerkbare Art in mein Gemach einführen. Gebt ihm nur den Auftrag, während des Abends mir einen Korb Blumen zuzustellen, und ich werde schon allerlei Vorwand haben, ihn bei mir aufzuhalten. Laßt mich nur sorgen.“

Seyd ihr denn versichert, daß Morad diesen Abend euer Gemach betreten wird? fragte Omrah.

„Wird er es nicht diesen Abend,“ versetzte Zeli, „so wird er es morgen oder übermorgen. Ich werde nicht ermüden. Und Omrah, als Mann werdet ihr doch einem Weibe nicht an Beharrlichkeit nachstehen?“

Nein, nein! erwiederte Omrah. Gewiß nicht. Ich werde meinen Platz behaupten.

Diese Versicherung von Seiten Omrahs war Zeli äußerst erfreulich. Sie war im Besitz seines Vertrauens und hatte jetzt nur allen Scharfsinn aufzubieten, den Zweck dadurch zu erreichen, den sie beabsichtigte.

V.

Es war schon ziemlich in der Dämmerung, als Morad seinen Weg von Moulahis Wohnung zurückgelegt hatte, und wieder in die seinige trat. Er war von einer solchen Stimmung beseelt, daß er kaum Omrah eines Auftrages würdigte, sondern sich gleich in sein Gemach zurückzog. Bloß jene große Idee beschäftigte ihn noch, mit welcher der Zirkel bei Moulahi seine Einbildungskraft beschwängerte.

Zeli hatte mit Ungeduld der Rückkehr Morads entgegengesehen. Kaum war sie davon unterrichtet, so bereitete sie sich darauf vor, mit einer ihrer Absicht angemessenen Haltung ihn in seinem Gemach anzutreten.

Der Ernst, der sich auf Morads Stirn gelagert hatte, schien sich um einige Grade zu mildern, als er Zeli vor sich sah. Zeli ließ aber nichts von dem Ernst nach, den sie zu äußern sich vorgesetzt hatte, so daß er selbst Morad äußerst auffallend war.

„Was fehlt euch, Zeli?" fragte Morad daher.

Eure Gegenwart, erwiederte Zeli.

„War ich denn so lange abwesend gewesen?" versetzte Morad.

Für mich vielleicht allzulange, fügte Zeli hinzu.

„Was ist euch wiederfahren, Zeli? Sagt —“ sprach Morad.

Ungern, Morad, behelliget euch Zeli mit ihren Besorgnissen, entgegnete Zeli. Indeß sie ist es sich, sie ist es euch schuldig. Fest überzeugt, Morad, daß euer edles Herz jeden Gedanken zu unterdrükken weiß, der meinem Ehrgefühl den Aufenthalt bei euch verdächtig machen könnte, fest überzeugt, daß ihr meine Ruhe, in dem mir bei euch vergönnten Zufluchtsort, nicht gestört sehen wollet, müssen doch, wider euren besten Willen, gewisse Besorgnisse mich aufschrecken.

„Was ist es, Zeli, was euch kümmert?“ Rief Morad betroffen.

Morad, ich fürchte mich euch zu entdecken, entgegnete Zeli. Wenn man mich behorchte.

„Es ist alles entfernt,“ sagte Morad.

Morad, fuhr Zeli fort, es ist mir leid, Verrätherin an dem Manne zu werden, den ihr eures Vertrauens würdiget. Indeß ihr werdet in eurem besten Freunde den Treulosen zu erkennen nicht anstehen, wenn er es ist —

„Ich erstaune,“ fiel Morad ein. „Wen meint ihr, Zeli?“

In eurem Kreise, begann Zeli mit geheimnißvoller Miene, verfolget mich ein Mann mit seiner Leidenschaft, von der ich alles fürchten muß, wenn —

„Wär' es möglich!" rief Morad. „Wer ist der Unverschämte! Gleich will ich ihn zur Rede stellen."

Nichts übereilt, sagte Zeli. — Warum sollte ich mehr Glauben bei euch, Morad, finden, als er. Ihr müßt euch von meiner Angabe überzeugen. — Nahet euch diesen Abend meinem Gemach, und ihr werdet als Augenzeuge dann verfahren können. O ich habe viel, viel leiden müssen! Seine Verfolgungen, seine Drohungen foltern mich stündlich. Ich habe angestanden, es euch zu entdecken, euch zu behelligen. Indeß Gewalt muß mit Gewalt verscheucht werden.

„Ist's möglich!" fiel Morad ein.

Ich verlasse euch jetzt, fuhr Zeli fort, um dem Verräther nicht Veranlassung zu geben', daß er vorsichtiger sich benehme, als er vielleicht beschlossen hat. Ihr wißt, Morad, was ihr zu thun habt.

Bei ihrem Rückwege aus Morads Gemach stieß Zeli auf Omrah. Sie winkte ihm und er folgte ihr. Sie unterließ nun nicht, gegen ihn zu äußern:

daß sie eine mächtige Entfernung in Morads Benehmen gegen sie bemerkt hätte. Sie habe ihn diese Kränkung mit einem gewissen Nachdruck fühlen lassen, und sie hoffe, daß er, um sie auszusöhnen, vielleicht sie noch diesen Abend in ihrem Gemach sehen dürfte, wo sie für seine Gleichgültigkeit sich nicht allein zu rächen die Absicht habe, sondern auch durch die verabredete Ueberraschungsscene seine Empfindsamkeit aufregen wolle.

VI.

Morad konnte sich kaum von der Verwunderung erholen, in welche ihn die Aeußerung Zelis gesetzt hatte. Seine Einbildungskraft beschäftigte der Gedanke: wer der Verräther, der Tollkühne wohl seyn dürfte, der es wagen könnte, in seinem Bezirke gegen ein Weib einen Schritt zu wagen, für welchen der Dolchstoß der verdienstlichste Lohn zu seyn pflegt. Er sah mit Sehnsucht der Abendstunde entgegen. Eine ungewöhnliche Neugierde quälte ihn.

Omrah verfehlte nun nicht, Ali vorzubereiten, daß er, zu einer bestimmten Stunde, im Namen Morads, Zeli einen Korb Blumen überreichen sollte.

Ein tröstlicher Auftrag mußte dies für Ali seyn. Zwar ging er mit Entwürfen mancherlei Art schwanger, seine Zeli zu entführen; allein keiner von ihnen kam zur Reife. Bei den wenigen Mitteln und Auswegen, die er vor sich hatte, sich in den Besitz seiner Geliebte zu setzen, war er schon vielmehr zur Stimmung eines echten Mahomedaners geneigt: das Schicksal über seine Neigung walten zu lassen; als er in der Aussicht, die Omrah ihm schuf, seine Geliebte sehen und endlich verstohlen sprechen zu können, einer hoffnungsvollern Zukunft entgegenzuharren veranlaßt ward.

Er eilte daher zur bestimmten Zeit mit seinen Blumen auf Zelis Gemach, wo Omrah schon seine Stelle im Wandschranke eingenommen hatte, und Zeli seiner auf einen Divan zurückgelehnt sehnsuchtsvoll erwartete.

„Endlich, Ali!" rief ihm Zeli entgegen, „erscheinst du wieder einmal vor mir. Warum nützest du nicht öfter die Gelegenheit, durch deine Blumen dir einen Zutritt zu mir zu verschaffen? Warum bist du so zurückhaltend?"

Nur selten, Zeli, wird mir die Freiheit, versetzte Ali mit schüchterner Stimme, mich dir zu na-

hen. Nur selten. Wir werden beobachtet. Und ich zittere in diesem Augenblick —

„Sey unbesorgt,“ sprach Zeli. „Hier nimm Platz neben mir. Ich werde lauschen. Wenn irgend etwas sich verräth, so eilst du zu dieser Hinterthüre davon.“

Unsern Gebieter, Morad, fuhr Ali fort, seh' ich in den Gemächern umherschleichen. Wir laufen Gefahr, von ihm überrascht zu werden. Und Omrah —

„Von Omrah,“ fiel Zeli ein, „haben wir nichts zu befürchten. Sein Reich ist vielleicht bald zu Ende.“

Wenn der nicht wäre, fügte Ali hinzu. Wenn der nicht mit Falkenblick jeden der ihm Untergebenen beobachtete, Zeli! Was hätte ich schon wagen können —

„Laß dich Omrahs Vorsicht nicht abschrecken,“ versetzte ihm Zeli. „Du wirst vielleicht noch erfahren, daß der Vorsichtigste nicht seiner Falle entgeht.“

Ich habe genug erfahren, erwiederte Ali. Laß, Zeli, uns nur vorsichtig seyn und laß uns einer günstigen Gelegenheit entgegensehen. Jetzt — ich zittere, ich höre —

„Du hörst?“ Rief Zeli.

Man kommt! Himmel! Es ist Omrah, sagte Ali.

„Nein! Es ist Morad selbst,“ fiel Zeli ein. „Fliehe nun, Unglücklicher, der Tod — “

Ali machte sich stracks auf und floh zur Hinterthüre davon. Zeli nahm indeß eine Haltung des Schreckens, der Bestürzung an, sie schien Morads Ankunft nicht zu bemerken. Sie lag gleichsam wie erschöpft auf dem Divan hingelehnt, und Morad wähnte nun, daß sie einen harten Kampf mit ihrem Verfolger bestanden habe.

„Wo ist der Frevler!“ Rief er daher wenige Augenblicke nach seinem Eintritt in Zelis Gemach. „Hab' ich den Elenden gestört, seine Bosheit zu vollenden. Wo ist er, Zeli — was ist euch?“

Ihr kommt wie gerufen, Morad, sprach Zeli mit etwas gebrochener Stimme. Beinahe hätte ich unterliegen müssen. Ach! — Sie schien ohnmächtig zurück zu fallen.

„Habt ihr den Bösewicht entfliehen lassen?“ Sagte Morad. „Er ist also meiner Ahndung entgangen.“

Nein! — Hier in diesem Schranke — fuhr sie fort. — Der Verräther ist euch nicht entgangen —

Ach! — sie schien wieder erschöpft und bewußtlos hinter sich zu sinken.

„Hier in diesem Schranke?" fragt Morad, und eilt zugleich zu demselben, reißt ihn auf, und zieht zu seinem Erstaunen Omrah hervor. „Ist's möglich!" fuhr er auf. „Du wirst an mir zum Verräther? du? dem ich all mein Habe vertraute. Nein! das ist zu viel."

Omrah wußte nicht, was er erwiedern sollte. Er war betroffen. Er wußte nichts, ahndete keinesweges etwas von der Falle, die ihm Zeli gelegt. Und sein verwirrtes Wesen mußte Morad noch mehr in seinem Verdachte bestärken.

„Dein Urtheil, Omrah," fügte endlich Morad nach einer kleinen Pause hinzu, „ist gefällt. Du verläßt mein Haus diesen Augenblick. Du bist unwerth, mein Eigenthum ferner zu seyn. Fort! Mir aus den Augen. Nie laß dich wieder vor mir sehen. Fort!" —

Omrah verließ das Zimmer, und Morad wendete sich jetzt an Zeli, welche nun von ihrer Ohnmacht wieder zu erwachen schien. „Beruhige dich, Zeli," sagte er ihr. „Dein Verräther ist aus meinem Bezirke entfernt. Er wird nie wieder vor dir erscheinen. Ich werde um eine weibliche Be-

dienung für dich besorgt seyn. Morgen oder übermorgen führe ich dir eine treue Sklavin zu. Bis dahin soll Ali, ein bescheidener junger Mann, um dich seyn, und deine Befehle erwarten."

Er ließ sogleich Ali herbeirufen. Die Verlegenheit, mit welcher dieser erschien, bestärkte Morad in seiner guten Meinung von ihm. Er empfahl ihm Zeli aufs angelegentlichste und zog sich endlich in sein Gemach zurück.

Unzufrieden mit sich selbst und den Menschen, warf er sich auf sein Lager. Der Gedanke an die Treulosigkeit Omrahs verbreitete über seine ohnehin zum Ernst gestimmte Seele, eine Düsterheit, die gleichsam alle seine Kräfte in einen tiefen Schlummer versenkte.

VII.

In eine frohere Stimmung ward aber Zeli versetzt, als Morad sie verlassen hatte und sie nun, mit völliger Unbefangenheit, über den glücklichen Ausgang ihres angelegten Planes nachdenken konnte. Sie hatte nun nicht allein den Mann von sich entfernt, der ihr in ihrem Vorsatz hinderlich seyn konnte, sondern fand sich auch jetzt an dessen

Statt von demjenigen umgeben, der ihrem Herzen so theuer war. Sie verfehlte nicht, Ali sofort den ganzen Plan, den sie angelegt hatte, zu entwickeln, und gab ihm zugleich das gehörige Licht über die zuträgliche Folge, die für sie vor allem die Entfernung Omrahs habe.

„Wir dürfen nun, Ali," fügte sie hinzu, „keinen Augenblick verlieren, alle Mittel und Wege in Ueberlegung zu nehmen, die unsere Flucht erleichtern können. Wir werden jetzt weniger beobachtet, wir sind Meister unserer Aeußerungen. Lassen wir uns den Zeitpunkt entgehen; so sehe ich für uns keinen Ausweg, uns unserer Abhängigkeit zu entreißen. Ich entlasse dich, Ali, mit dem Auftrag, morgen nicht eher vor mir zu erscheinen, als bis du alle Anstalten getroffen, daß wir die folgende Nacht auf und davon gehen können. Wenn ich dich weniger liebte, Ali, würde ich nicht mit solcher Strenge deinen Vorsatz beseelen.

Hierauf umarmte und entließ sie ihn.

Ali bedurfte eben keines mächtigen Scharfsinns, um die Mittel vorzufinden, die seine Flucht mit Zeli erleichtern konnte. Die Mauer, welche den hinter Morads Wohnung befindlichen Hof umgab, war nicht von übermäßiger Höhe. Mit einer Lei-

ter konnte man sie ohne Gefahr übersteigen. Der Wunsch, in Besitz Zelis nun bald zu seyn, beflügelte Alis Thätigkeit. Er brachte sogleich einige Stunden hin, um alle Mittel bereit zu haben, die zu ihrem Fortkommen nöthig seyn dürften, und um Mitternacht warf er sich mit dem beruhigenden Gedanken auf sein Lager, am frühen Morgen vor Zeli mit der Nachricht erscheinen zu können, daß alle Vorkehrungen zu ihrer Flucht seiner Seits getroffen wären.

VIII.

Mehemet glaubte, nach reiflicher Ueberlegung, sich am besten aus jeder Verlegenheit zu ziehen, wenn er Ben-Mansur noch größern Verdacht gegen Morad einflößte. In dieser Absicht eilte er daher zu Ben-Mansur, und mit der Miene, eine große Entdeckung gemacht zu haben, äußerte er gegen denselben, daß er aus sicherer Hand wisse, ja beinahe sich selbst überzeugt habe, daß diejenige Sklavin, wegen deren Entführung Ali angeklagt worden sey, sich im Hause Morads befände. Er glaubte daher, daß man sich auf eine natürliche Art daraus erklären könne, was Morad bewogen,

nicht allein für Ali zu bürgen, sondern ihn auch, wie er ihm selbst gestanden habe, in seine Dienste zu nehmen.

Ben-Mansur wollte kaum der Aussage Mehemets trauen. Ihm war es weder wahrscheinlich, daß Morad einverstanden mit Ali sollte gehandelt haben, noch daß er es wagen dürfte, ein entführtes Frauenzimmer in seinem Hause zu beherbergen.

Mehemet versicherte ihm indeß, daß er seiner Aussage völligen Glauben beimessen könne; er forderte ihn auf, deshalb gegen Morad eine Anklage dreist zu erheben, und fügte endlich hinzu, daß, um solche zu erhärten, er wohl einige Nachbarn seiner Bekanntschaft vorfinden dürfte, die auf seine Zusicherung ihn mit ihrem Zeugniß unterstützen würden.

Keinen Augenblick stand Ben-Mansur an, Morad beim Kadi wegen eines an ihm begangenen Raubes anzuklagen. Mehemet wußte die gehörigen Zeugen herbeizustellen, die Klage ward in aller Form angenommen, und der Kadi erließ sofort eine Vorladung an Morad, sich den folgenden Tag in der Mekemeh einzufinden.

Morad war eben am frühen Morgen beschäftigt, einige Anordnungen zu einem Mittagsmale zu

treffen, das er einigen Freunden, deren Bekanntschaft er bei Moulahi machte, zu Ehren geben wollte, als ihm die Vorladung zur Mekemeh eingehändigt ward. Im ersten Augenblick war sie ihm äußerst befremdend, indeß fiel er endlich auf den Gedanken, daß er Alis wegen dem Kadi einige Verantwortung schuldig seyn könnte, und dies beruhigte ihn. Er nahm mit einer solchen Geistesruhe sein Frühstück zu sich, als ihm in dem wogenden Zustande, in welchen die Begebenheiten der vorhergehenden Tage seine Empfindsamkeit versetzt hatten, nur zu Theil werden konnte. Darauf warf er sich in seine Kleider, und nahm in Begleitung eines seiner Sklaven seinen Weg zur Mekemeh.

Auf dem Wege dahin stößt er auf Alradab, der eben in Begriff war, nach seiner Wohnung eine Sammlung von Handschriften zu befördern, die er Morads Verlangen gemäß für ihn erstanden. Morad betrachtete diese Dienstfertigkeit Alradabs von einer äußerst gefälligen Seite, und die Aussicht, die sie ihm gewährte, dadurch im Besitz derjenigen Quelle zu seyn, aus welcher er die Weisheit zu schöpfen Gelegenheit hatte, die er an Alradab bewunderte, verlieh ihm eine Heiterkeit und ein Selbstvertrauen, die sich bis auf sein Aeußeres lagerten.

Er ersuchte Alradab, seine Rückkehr in seiner Wohnung abzuwarten, und setzte seinen Weg zur Mekemeh mit einer Selbstgenügsamkeit fort, die selbst bei seinem Erscheinen vor dem Kadi nicht von ihm wich.

Der Kadi, ein Mann, der auf seine Menschenkenntniß sehr viel zu rechnen wußte, betrachtete Morads äußerst hohen Grad von Offenheit, mit welcher er als ein Angeklagter vor ihn trat, für ein vorsetzlich angenommenes Aeußere, durch welches er jeden Argwohn, den er gegen ihn hegen könnte, zu verscheuchen suchen dürfte. Er ward noch mehr in dieser Meinung bestärkt, als er Morad durch einen Naib die Anklage Ben-Mansurs vorlesen ließ, nach welcher dieser Morad nicht allein beschuldigte, ihm seine Sklavin entführt zu haben, sondern solches auch durch Zeugen zu erhärten sich verband, und daher gegen ihn die Strafe des Raubes erkannt wissen wollte.

Eine solche Anklage erwartete Morad nicht. Er wußte sich kaum zu fassen. Seine ruhige und heitere Miene war gleichsam wie verschwunden. Sein Inneres ward von Abscheu und Entsetzen ergriffen, und seine Zunge war gelähmt.

„Ihr habt, Morad, ohnfehlbar gegen diese

Klage nichts zu erwiedern?" fragte ihn der Kadi mit einer bedeutenden Miene.

Hier erwachte Morad wie aus einem Traume. Er schien in der Aeußerung des Kadi eine Beleidigung zu fühlen, und kurz und bestimmt entgegnete er demselben: Nichts habe ich mehr gegen diese Anklage zu erwiedern, als daß sie grundlos und falsch ist. Nur der kann eine solche Klage erheben, der zu einem Schritte der Art fähig ist. Wenn Ben-Mansur glaubt, daß das entführen heißt: indem ich gegen ihn ein Weib in Schutz nahm, das mir deren Bruder zuführte, aus Furcht, sie durch einen Ben-Mansur mit Gewalt oder List sich entrissen zu sehen, so hat er sehr recht. In meinem Bezirke lebt dies Weib, sie ist ihm auf diese Art entführt. Kann er sein Recht darauf geltend machen, so soll sie die Seinige werden. Die Meinige hab ich noch nicht gewagt sie zu nennen.

Und hiermit empfahl sich Morad dem Kadi.

IX.

Bei der Rückkehr nach seiner Wohnung fand Morad bereits Alradab beschäftigt, ihm die Handschriften zu ordnen, welche er von den Werken der

größten Weisen für ihn zusammengebracht hatte. Der Anblick derselben schien in Morad ganz den Verdruß zu unterdrücken, den ihm der eben gehabte Auftritt beim Kadi verursachte. Er verlor sich mit Alradab in ein Gespräch über den mannigfaltigen Werth einer jeden dieser Handschriften, und dieser verfehlte nicht, ihm Anleitung und mancherlei Winke zu geben, nach welcher Ordnung er sie durchzulesen habe, um zum bessern Verständniß derselben zu gelangen.

Während dieser Unterhaltung kam endlich die Stunde heran, in welcher sich die verschiedenen eingeladenen Freunde zum Mittagsmale einfanden. Morad verfehlte nicht, sie auf eine seinem Stande angemessene Art zu bewirthen. Man war allgemein froh und munter, und der Abend näherte sich schon mit großem Schritte, als die Gesellschaft auseinanderging.

Kaum fand sich Morad allein, so eilte er zu dem Gemach, wo seine Handschriften aufgestellt waren. Mit Wohlgefallen betrachtete er sie. Endlich zog er eine von ihnen hervor, warf sich auf einen Divan und voll Erwartung begann er nun mit dem Lesen derselben sich zu beschäftigen.

Es war die Schrift des weisen El-Raschid

über die Pflichten. Das Herzliche der Sprache, die Fülle der Gedanken, und die Faßlichkeit, die in den Schriften desselben herrschen, veranlaßten schon längst einen der berühmtesten Softas, von ihm zu sagen: „El-Raschid ist zwar nicht der tiefsinnigste aber der wohlthätigste Weise. Er ladet durch seine Werke jeden Jüngling gleichsam zum Tempel der Weisheit ein, und ihm hat die Tugend den größten Theil ihrer Verehrer zu danken.“

Morad konnte bis spät in der Nacht sich nicht von seiner Handschrift trennen. Sein Geist schien gleichsam zu einem Ideengange eingeladen zu seyn, bei welchem er sich des überschwenglichen Genusses erfreuete; bis er endlich in einen Gedankentaumel versetzt ward, in welchem er sein Bewußtseyn verlor. Der Natur mußte ihr Zoll gebracht werden, und er versank daher in einen tiefen Schlummer, in welchem er sich nichts von der Flucht träumen ließ, die Ali und Zeli in dieser Nacht wirklich mit aller Vorsicht bewerkstelligten, und die ihm durch verschiedene Umstände, welche sich damit vereinigten, empfindlichere Wunden schlug, als man erwarten durfte.

Der Kadi hatte nämlich nicht verfehlt, die Aeußerung Morads von einem seiner Naibs nieder-

schreiben zu lassen. Ben-Mansur nahm aus derselben Veranlassung, darauf anzutragen: daß, da nach dem Vorgeben Morads, ein Frauenzimmer sich unter seiner Obhut befinde, demselben, um aller fernern Weitläuftigkeiten überhoben zu seyn, aufgegeben werde, wenn der Aufseher von Ben-Mansurs Harem, welcher die ihm Entführte kenne, in Begleitung einiger Diener des Kadi in seiner Wohnung erscheinen sollte, er ohne Anstand denselben das ihm zugebrachte Frauenzimmer in Augenschein nehmen lasse.

Der Kadi stand nicht an, diesem Verlangen Ben-Mansurs zu genügen. Er fertigte einen solchen Befehl an Morad aus. Und Ben-Mansurs Aufseher begab sich nun am andern Morgen sofort in Begleitung einiger Diener des Kadi zu Morad.

Dieser war nicht längst von seinem Schlafe erwacht. Seine Seele dachte weder an Zeli, noch an einen sie betreffenden Umstand. Er hing mit wahrer Leidenschaft an seinen Handschriften, und war eben im Begriff, das Lesen in El-Raschids Abhandlung über die Pflichten fortzusetzen, als ihm der Befehl des Kadi überreicht ward.

Mit einigem Befremden las er ihn durch. Indeß glaubte er, daß dies dem Rechtsgange der Sache

angemessen sey. Gelassen hob er sich daher von seinem Divan, und in Begleitung von Ben-Mansurs Aufseher und einiger Diener des Kadi, nahm er seinen Weg zu Zelis Gemach.

Morad staunte, als er niemand darin fand, und daß selbst Ali ihm nicht entgegen kam, ihm einige Auskunft über den Aufenthalt Zelis zu geben. Er befahl daher einigen Sklaven, in dem weitläuftigen Raume des Hauses Zeli oder Ali aufzusuchen. Während dessen irrt sein Auge in Zelis Gemach umher. Er findet endlich ein zusammengelegtes Blatt, entfaltet es, sieht es beschrieben, und gewahrt endlich darin die für ihn überraschenden Zeilen: „Wenn Ihr, Morad, dieses lesen werdet, hab' ich mit Ali schon längst Euer Haus verlassen. Euer Wohlwollen und Euer Güte, edler Mann! versprechen mir Eure Nachsicht. Sobald wir uns in Sicherheit finden werden, sollt Ihr die Gründe erhalten, die uns auf Eure Verzeihung Anspruch machen lassen. Zeli."

Diese Nachricht erschütterte Morad sehr. Indeß suchte er doch vorerst eine solche Fassung zu behaupten, daß er fähig war, nicht allein seinen Begleitern den Inhalt jenes Schreibens bekannt zu machen, sondern es ihnen mit dem Auftrage zu

überreichen, es dem Kadi einzuhändigen und demselben in seinem Namen dabei zu äußern: daß, so sehr er seinem Befehle nachzukommen bereit wäre, er sich aus dem Briefe überzeugen werde, daß seinem guten Willen eine Unmöglichkeit aufgegeben worden sey.

Morad blieb sich nun allein überlassen. Die Flucht Zelis war jetzt eine Begebenheit, die ihn lebhaft beschäftigte. Mit Aengstlichkeit stellt er sich den Augenblick vor, wo Mehemet bei ihm hereintreten, und er ihm die Nachricht von der Flucht seiner Schwester wird verkünden müssen. Lebhaft dachte er sich die Vorwürfe, mit welchen er ihn überhäufen wird, daß er seinen Warnungen nicht Gehör gegeben, und einem Menschen wie Ali eines Vertrauens gewürdiget habe, das er ihm kaum zugestanden.

Mit lebhaften Farben malte sich ihm nun in seiner Phantasie der Undank Alis und das Vergehen Zelis. Er wollte es sich kaum verzeihen, ihnen irgend eine Wohlthat geopfert zu haben. Ihre Verworfenheit rief in seiner Seele die traurigen Erinnerungen an das Benehmen der Familie Mustaph hervor. Und dies bestürmte ihn mit einer Unzufriedenheit gegen sich selbst und die Menschen.

X.

Indeß kam das Schreiben Zelis in die Hände des Kadi, und er ermangelte nicht, über dessen Inhalt Ben-Mansur Auskunft zu geben. Der nun dadurch so viel Licht erhielt, daß er seine Klage gegen Morad in ihrem ganzen Umfange geltender machte.

Er verfehlte nicht, gegen den Kadi zu äußern, wie er durch Zeugen erhärten wolle, daß das Weib, welches ihm durch Ali entführt worden, ebenfalls Zeli geheißen habe. Ferner behauptete er: daß er nun keinen Augenblick zweifele, Morad habe Ali die Hand dazu geboten, Zelis Entführung zu vollenden, und es wäre zu vermuthen, daß die Flucht Zelis ein von Morad selbst veranlaßter Schritt sey, um sich auf eine gute Art aus diesem für ihn verfänglichen Handel zu ziehen. Endlich fügte er hinzu: es habe durch Zelis Schreiben Morad selbst den Verdacht gegen sich aufs Reine gebracht; und er trug daher darauf an: daß der Kadi nach dem Buchstaben des Gesetzes gegen Morad erkennen sollte.

Die Flucht Zelis war Mehemet keinesweges unerwartet. Er wußte nur nicht, ob er des Ge-

dankens seyn sollte, sie wäre von Morad selbst veranlaßt, oder dieser sey in der Rücksicht von Ali hintergangen worden. Auf jeden Fall schien es ihm aber nicht unwahrscheinlich, daß gewisse Umstände sich vereinigt haben könnten, wodurch Morad hinter das Verhältniß, in welchem er mit Zeli war, gekommen seyn dürfte. Er fürchtete, sich dadurch einem allgemeinen Argwohn Preis gegeben zu sehen. Um sich also zum wenigsten nicht durch die Aeußerungen, die Morad desfalls gegen ihn ausbringen dürfte, in Verlegenheit zu setzen, beschloß er, sich von ihm entfernt zu halten, und aus diesem Vorfall vorerst alle die Vortheile zu ziehen, die ihn von jedem Verdacht losmachen konnten.

Da er nun nicht mehr zu fürchten hatte, durch die Gegenwart Zelis sich bei Ben-Mansur entlarvt zu sehen, hielt ihn nichts ab, mit dreister Stirne selbst hervorzutreten, und jede Behauptung gegen Ben-Mansur geltend zu machen, die den kleinsten Argwohn von ihm entfernen dürfte. Er opferte nun die Freundschaft Morads völlig auf, und erbot sich nicht allein gegen Ben-Mansur, in seinem Streite mit Morad vor Gericht ein Zeugniß zu seinem Vortheil abzulegen, sondern hatte auch die Dreistigkeit, öffentlich zu verbreiten: daß Morad

wirklich dem Ali bei der Entführung Zelis behülflich gewesen sey, und er ihn dessen wohl vor Gericht überführen dürfte.

Mehemets Aeußerungen fanden überall einen größern Glauben, als man zu erwarten berechtigt seyn dürfte. Hierzu gab aber nicht bloß die Sendung des Kadi an Morad Gelegenheit, welche bereits einiges Aufsehen gemacht und verschiedene Gerüchte über Morad veranlaßt hatte, sondern auch die laute Beschuldigung, welche Elimar gegen ihn überall vorzubringen nicht verfehlte.

Bei dieser ließ es Elimar vorerst bewenden. Er hätte gewiß eine förmliche Anklage gegen Morad erhoben. Allein der alte Mustaph starb in solchen bedenklichen Umständen, daß der größte Theil der Gläubiger nach seinem Tode auf den Nachlaß losstürmte, und dem Sohn, welcher, als Erbe, große Schätze bei seinem Vater vorzufinden hoffte, nur allzusehr die süße Täuschung benahm, dereinst in seinen Reichthümern schwelgen zu können. Dieser Umstand machte einen allzutiefen Eindruck auf den ehrgeizigen Elimar und beschäftigte ihn allzusehr mit sich selbst, als daß er an die Gerechtsame seiner Schwester einen Gedanken zu nähren fähig war.

XI.

Morad ahndete indeß keinesweges, weder daß durch den Verdacht, den er neuerdings gegen sich erregt hatte, für ihn die Anklage Ben-Mansurs eine ernstlichere Wendung nehmen dürfte, noch daß durch die mannigfaltigen sich über ihn verbreitenden Gerüchte sein guter Leumund überall verrufen werde. Und indem er auf dem Wege war, sich mit den kränkenden Empfindungen auszusöhnen, welche die Flucht Zelis in ihm veranlaßte, kam er endlich darauf hinaus, sich über die Vorwürfe zu beruhigen, welche Mehemet ihm machen dürfte. „Das Schreiben Zelis," dachte er, „wird mich entschuldigen. Es geht aus ihm hervor, daß Zeli Ali'n gutwillig gefolgt ist. Wer weiß, welche Richtung ihre Denkart genommen hat, wer weiß, welchen Verhältnissen sie sich entreißen wollte. Vielleicht dürfte Mehemet selbst Gründe haben, die ihre Flucht billigen."

Zu allem dem erhielt er vorzüglich durch den Keim von Selbstständigkeit Veranlassung, den in ihm der Umgang mit Moulahi und seinen Anhängern gelegt hatte. Er gerieth dadurch in eine Stimmung, die ihm seine Lage aus einem eigenen Ge-

sichtspunkt betrachten ließ, und worüber er sich zu äußern sogar bald Gelegenheit fand.

Es ist ein eigner Zug, den man bei verwandtschaftlichen Verhältnissen zu bemerken Gelegenheit hat, nämlich, so entfernt sich auch die mehrsten Angehörigen von einem Verwandten zu halten pflegen, der entweder in einem über den ihrigen erhabenen Wohlstand, oder gar in einer kümmerlichen Lage sich befindet, werden sie doch von einem gewissen inneren Gefühle aufgefordert, sich ihm zu nähern, und ihm mit Rath und That an die Hand zu gehen, wenn er Veranlassung ist, daß der gute Ruf der Familie, zu der er und sie gehören, verletzt zu werden Gefahr läuft.

Bei Morad war dies jetzt der Fall. Verschiedene seiner Verwandten erschienen jetzt vor ihm, stellten ihm die Gefahr, in welcher sein guter Leumund war, vor, wiederholten ihm mit nicht wenigen Zusätzen die nachtheiligen Gerüchte, welche man von ihm in der Stadt verbreitete, und erboten sich, durch Anschaffung verschiedener Zeugen und Aufopferung einiger Beutel die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, daß der Kadi nicht, nach allen den gegen ihn sich erhobenen Vermuthungen, sein Urtheil abzufassen Gelegenheit nehme.

Morad lächelte ob ihren Besorgnissen, und äußerte ihnen mit einer gewissen Geistesruhe: „Ich habe eine gerechte Sache, meine Lieben! Soll ich mir für diese etwa ein Recht erkaufen? Leset nur, was El-Raschid in seinem Werke über die Pflichten sagt: „Der Rechtschaffene ist bei einem verfänglichen Ruf glücklicher, als bei dem Bewußtseyn, sich einen guten Ruf erkauft zu haben."

Weißt du dich gerecht, erwiederte einer von den Verwandten, so ist es deine Pflicht, dir dein Recht zu erkaufen.

„Da sagt ferner El-Raschid," versetzte Morad: „dem Rechtschaffenen gibt es keine Beruhigung, selbst für die beste Sache seine Richter bestochen zu haben. In einem Lande, wo erkaufte Urtheile gangbar sind, muß sich der Rechtschaffene gefallen lassen, ihnen eben so zu unterliegen, wie manchen ansteckenden Krankheiten, welche die Natur dahin verpflanzt."

Deine Weisen bereiten dir den Untergang', fiel ein anderer von ihnen ein.

„Es ist besser, sagt El-Raschid," fuhr Morad fort, „im Kreise der Weisen sterben, als im Rathe der Bösen bestehen."

Indem es Morad keinesweges begreiflich war,

daß eine Beschuldigung oder ein Argwohn für ihn von großen Folgen seyn konnte, war er noch weniger überzeugt, daß sie ihm ein widriges Erkenntniß veranlassen dürften. Und das war eines Theils mit Veranlassung, daß er auf die Erinnerungen seiner Freunde nicht Rücksicht nahm; welche sich auch, nachdem sie ihre Beredsamkeit umsonst verwandt hatten, mehr oder weniger aufgebracht und verdrossen von ihm entfernten.

Man wird aber gestehen müssen, daß selbst der Kadi, da er ebenfalls nicht in den eigentlichen Gang der Begebenheiten eingeweihet war, zu einem mächtigen Argwohn gegen Morad veranlaßt werden mußte, als er auf den Antrag Ben-Mansurs die Zeugen abhören ließ. Unter ihnen stand Mehemet oben an, welcher bestimmt mit allen aussagte: daß Ben-Mansur ein Weib Namens Zeli entführt worden.

Morad ward nun zur Gegenrede dieser Zeugenaussage beim Kadi vorgeladen. Er erschien. Es befremdete ihn keinesweges, daß Mehemet gegen ihn zeugte. Den, dachte er, hat ohnfehlbar die Rachsucht gegen mich gewaffnet. Er wird mir's nicht verzeihen, daß ich gegen ihn einen Menschen in Schutz genommen, vor dem er mich nachdrück-

lich warnte, und der ihm nun durch meine Schuld seine Schwester entführen mußte. Indeß die bedenkliche Miene, mit welcher der Kadi und die Naibs den Aeußerungen Morads entgegen sahen, erregten in ihm den Gedanken, daß der Schein gegen ihn seyn müsse. Und dies brachte ihn in solche Verlegenheit, daß er nichts für sich erwiedern konnte. Sein Bewußtseyn irrte umher. Es konnte keinen festen Standpunkt fassen, und seine Seele war nicht fähig, aus diesem verwickelten Handel sich einen Ausweg zu denken. Seine Selbstständigkeit war gleichsam gelähmt. Er gerieth in einigen Grad von Verzweiflung, und verließ den Kadi mit der lebhaften Aeußerung: „Ich bin unschuldig, allein der Schein ist gegen mich, und so werde ich ein Opfer eurer Gerechtigkeit seyn.

Man kann sich leicht denken, daß Morad bei dem Gedanken: sich im Bewußtseyn seiner Unschuld nach der Form verurtheilt zu sehen, von den peinigendsten Empfindungen hingerissen ward. So weit glaubte er nicht, daß die Ungerechtigkeit der Menschen sich gegen ihn rüsten dürfte. Mit dieser Vorstellung kämpfte jetzt sein Gefühl, und er mußte in einer Stimmung wieder sein Zimmer betreten, die ihn ganz außer sich ließ.

Solche Biegsamkeit hatte seine denkende Kraft noch nicht erlangt, sich unter der Last jedes ihn niederdrückenden Gefühles stracks empor zu arbeiten. Vielmehr ließ er jetzt ungehindert ein Heer der peinigendsten Erschütterungen sein Inneres umwühlen, und sie endlich den Grund zu einem Schmerz legen, gegen den er, in der Gefahr ihm zu unterliegen, keine Vorkehrung traf.

Indem er sich jetzt gleichsam mehr gekränkt fühlte als dachte, drückten sich alle seine Leiden auf seinem Aeußeren aus. Er war ganz Gefühl, und wer ihn so sah, glaubte oder dachte ihn unglücklicher, elender, als er sich selbst zu denken fähig war.

XII.

In diesem Zustande fand ihn Alradab, der Mann, der seine Denkkraft erweckt hatte. Ihm ward auch die Sage von dem verdrießlichen Handel, den Morad mit Ben-Mansur hatte. Er war Ohrenzeuge von manchen widrigen Urtheilen, die über Morad gefällt wurden; und was war natürlicher, als daß er sich aus Morads Munde selbst von der Wahrheit überzeugen wollte.

Morad erzählte, und Alradab horchte aufmerksam bis er geendet hatte.

„Wohl jedem Verrufenen," begann Alradab, der sich am Busen des Freundes so lossprechen kann, wie ihr, Morad. — Aber wie ihr jetzt seyd, wie ihr mir erscheint, gebt ihr euch selbst verloren. Euer guter Ruf mag geschwunden seyn. Ihr selbst seyd doch noch, was ihr waret. Davon seyd ihr doch überzeugt? — Ich fürchte, nein! — Ihr seyd nicht Meister eurer selbst. Ihr gleicht noch der Eisscholle, die der Strom fortreißt. Sammelt euch doch, wie ein Mann. Erwachet! Denkt an euer Bewußtseyn, haltet es fest. Mag es verwundet, zerwühlt und verzerrt erscheinen. Gebt euch nur euch selbst wieder. Achtet euch selbst eures Daseyns werth. Was eure Würde in den Augen der Welt verloren hat, muß sie in den eurigen gewinnen. O! Nach diesem überstandenen Kampf, denkt ihr euch gewiß so über das Urtheil der Welt erhaben, als jetzt ganz desselben unwerth." — Hier hielt Alradab ein und betrachtete Morad mit musterndem Blick.

„Da sitzet ihr nun," begann Alradab wieder, „und wißt nicht das große Werk zu beginnen. — Verbannet aus eurem Hirne die Grillen, mit wel-

chen euch eure Sinne beschwängern. Vergesset, daß ihr empfinden könnt. Verscheucht die unwillkührlichen Eindrücke, welche die Bosheit, die Verläumdung, die Falschheit und der Trug euch aufdringen. Ihr sollt euch nicht Gewalt anthun, euch nicht glücklich denken, nicht Empfindung mit Empfindung vertauschen, nicht für Schmerz euch Frohsinn schaffen. Nein! das sollt, das könnt ihr nicht. Ihr sollt euch weder froh noch leidend denken; weder beseligt noch bedrängt; sollt weder eine Höhe erklimmen, noch euch in eine Tiefe versenken. Nur euch selbst, euer selbstständiges, von allem Fühlbaren entferntes Bewußtseyn sollt ihr auffassen. — Das müßt ihr vermögen. Das ist die allgewaltige Waffe, welche uns die Natur gegen erschöpfende Freuden und Leiden zu Theil werden ließ, auf daß wir uns in jenen nicht allmächtig denken, und in diesen uns in Fesseln schmachtend wähnen sollen.

Morad hörte auf seinen Freund mit einiger Aufmerksamkeit. Er erwiederte ihm zwar nichts, aber es schien sein Inneres erschüttert worden zu seyn und wieder zu sich selbst zu kommen. Alradab entging diese Veränderung nicht. Er holte sich eine Handschrift aus dem Schranke, zog sich in ei-

nen Winkel des Gemaches zurück, um Morad sich selbst zu überlassen.

Es herrschte nun eine Stille. Das Morads Seele trübende Gewölk zerstreuete sich. Es entstanden einige lichte Stellen. Morads Geist ging vom Gefühl zum Denken über. Er gewann einige Selbstheit. Sein Bewußtseyn wurde herrschender. Die Gedankenreihe Alradabs faßte Wurzel in seinem Innern. Er sah es ein, daß er von dem Unwillen über die Ungerechtigkeit, die der Schein ihm geschaffen, sich hatte hinreißen lassen. Er söhnte sich daher gleichsam drob mit dem Schicksal aus, und schien sich so zusammen zu nehmen, um jedem Streich mit dreister Stirne entgegen zu sehen.

Plötzlich erhob er sich von seinem Sitze und eilte auf Alradab zu: „Komm, laß dich umarmen, Freund!" rief er ihm entgegen. „Du hast mich mir selbst wiedergegeben. Ich will es ertragen, was das Schicksal über mich beschlossen. Was kümmern mich die Menschen, wenn ich weiß, daß ich gerecht und bieder bin. Mögen sie mich verdammen, aus ihrem Zirkel scheiden: mögen sie sich nur überzeugen: daß Morad redlich und offen handele. Aus meinem Innern ruft mir eine Stimme entgegen: Morad, du bist deiner werth!"

Hier ward er in dem Laufe seiner Begeisterung unterbrochen. Ein Diener des Kadi trat herein und überreichte ihm das in Sachen Ben-Mansur gegen ihn gefällte Urtheil. Mit einigem Grade von Widerwillen öffnete er es. Alradab beobachtete Morad, während er das Erkenntniß durchlief, und er bemerkte, daß Schrecken und Staunen wechselseitig aus Morads Blicken hervorstralten.

XIII.

„Ihr bleibt euch nicht gleich, Morad,“ fiel Alradab ein.

Morad sah ihn mit stieren und verwirrten Blicken an, blieb einige Momente in Gedanken versenkt und entgegnete endlich: „wer hier sich noch gleich bleiben kann —

„Gelt! Man hat gegen euch erkannt, unterbrach ihn Alradab verdrossen, „und dies —“

Morad schien den Vorwurf zu wittern, mit dem Alradab ihn bestürmen wollte. „Halt ein, Freund!“ rief er daher mit fester Stimme, „Morad hat sich wiedergefunden. Man hat nichts gegen mich erkannt. — Der Schein ist wider mich, und ich bin verurtheilt, Ben-Mansur die ihm Ent-

führte wieder zu verschaffen, oder sie ihm mit zehn Beuteln zu ersetzen. — Er soll die Beutel haben — Sogleich! — Alradab, ihr erhaltet den Auftrag —

Der Wille Morads war That. Er händigte Alradab gleich die Beutel aus, und dieser ließ sie sogleich zum Kadi schaffen, um sie Ben-Mansur auszuhändigen.

Indeß blieb Morad sich wieder selbst überlassen. Er glaubte nun Festigkeit genug zu haben, über seinen Zustand mit einiger Ruhe nachzudenken. Er hielt sich in Rücksicht seines Schicksals völlig beruhigt, und mit vorsetzlicher Gleichgültigkeit sah er auf den Verlust, den er an seinem guten Ruf und an einiger Baarschaft erlitten hatte. Bin ich doch gerecht, dachte er, und die Hoffnung: daß die Zeit meine Unschuld dereinst verkünden wird, soll mir keine Besorgniß rauben.

Doch selten sind wir fähig, gewisse erlernte Grundsätze festzuhalten, wenn sie nicht unserm Gefühl entsprechen. Ein kleiner Grad von Bedenklichkeit drängte Morads felsenfesten Vorsatz hinweg. „Mit welchem Rechte nähre ich jene Hoffnung?“ fragte er sich plötzlich. „Kann ich mit Zuversicht den Menschen trauen? Kann ich erwarten, daß sie ihr Unrecht an mir wieder gut zu machen

chen bereit seyn dürften? O ich habe an den Menschen keine tröstliche Erfahrungen gemacht! Selbst die, welche ich von meiner Güte, von meinem Wohlwollen überzeugt habe: wo sind sie? Winkt mir einer seinen herzlichen Dank entgegen? Kann ich mich in ihnen meines Wohlwollens freuen? Und wenn die Menschen, die nur allzusehr von meiner Hingebung überzeugt sind, verstummen, was kann ich von denen erwarten, welchen ich ein Fremdling bin? O es ist ein großer, aber verzweifelnder Gedanke, ein Mensch zu seyn!"

Bei diesem Ideenwurf schien Morad in die Tiefe des Nachdenkens versunken, und sein Zustand entging Alradabs Auge nicht, als er kaum wieder ins Gemach trat: „Was fehlt euch, Morad? Was hat euch neuerdings verstimmt?" rief er ihm zu.

Morad schien aus einem tiefen Traum zu erwachen. „O Freund!" sagte er. „Es trifft nicht mich. Mit mir bin ich ausgesöhnt. Ich will gern hoffen, das Bessere erwarten. Wenn ich nur nicht die Aussicht dazu mir in den Menschen schaffen müßte. O sie haben mir sehr mitgespielt. Von ihnen kann ich wenig hoffen."

„Von den Menschen?" — Versetzte Alradab.

„Von denen kannn der nichts hoffen, der sich über sie erheben will. Ihr seyd auf gutem Wege, Morad. Fesselt ihr euch einige Beharrlichkeit, gewöhnt ihr euren Geist, sich in das Gewühl euch durchkreuzender Gefühle nie zu verlieren, so werdet ihr nie in den Menschen den Götzen suchen, euren Weihrauch zu opfern. Ihr werdet sie, die Sklaven ihrer Lüste, nicht werth achten eurer Würde, und im Gefühle derselben ihnen Bedauern und Mitleiden gewähren. — Mit Zuversicht könnt ihr dieser Geistesrichtung entgegen sehen. Dann wird dem Auge eurer Seele der Genius der Menschheit sich aufdringen. Ihr werdet beginnen zu fühlen, zu welchem Göttergeschlecht eure Selbstheit gehört. Euer Beruf wird in Flammenzügen vor euch stehen, und der schwachen Menschen Heil wird euch begeistern. Anstatt zu bedauern, zu bemitleiden, anstatt, wie ein steinerner Genius auf einem Grabmal, euch eine Thräne zu trocknen, werdet ihr, vom Abglanz der Menschheit begeistert, unter den Sterblichen umherwandern, und ihnen das Kleinod ihres Daseyns, Bewußtseyn ihrer Würde, aufzeigen. O es muß die Zeit kommen, Freund! wo eine Anzahl der Jünger der Menschheit, die schlummernden Kräfte ihrer Gleichgeschaffenen zu diesem jüngsten Gerichte ihrer

Selbstheit aufzuwecken, von der Natur mit Beruf und Macht versehen erscheinen werden —"

Wenn uns nur, fiel Morad ein, die Menschen nicht an der Menschheit verzweifeln ließen.

„Es giebt noch eine Anzahl Edler," erwiederte Alradab, „von denen sich hoffen läßt —"

Daß sie der Menschheit wegen der Menschlichkeit entsagen werden, fügte Morad hinzu.

„Menschlichkeit!" rief Alradab. „Freund! die gleicht dem Marzipan, den schwache Mütter verzogenen Kindern reichen. Nein! der Menschheit Thron muß erst fest gegründet stehen, dann wird wahre Menschlichkeit, an den Menschen nach ihrem Werth verübt, gehandhabt werden."

Trefflich! trefflich, Freund! unterbrach ihn Morad. Doch der Gedanke quält mich: daß die Menschen selbst uns an die Menschheit verzweifeln lassen.

„Grillen! Grillen!" versetzte Alradab, „mit denen uns nur eine trübe Seelenstimmung und erschöpfte Kräfte beschwängern. Eilt zu eurem Lager, Morad. Ueberlaßt euch einem erquickenden Schlummer. Neugesammelte Kräfte werden euch wiederum Geistesstärke verleihen."

Es war schon spät, Alradab verließ Morad, der sich auch sofort auf sein Lager zurückzog.

XIV.

Es ist — ich weiß nicht, ob man sagen soll, leider! oder ob es mit zu den wichtigsten Anordnungen der Natur gehört — allzuwahr, daß der schlichte, grade Verstand oft schneller und bestimmter sein Schicksal übersieht, als es der vernünftelnde und überkluge vermag.

So scharfsinnig Moulahi war, schien er doch zu viel Zutrauen zu den anderweitigen Verbindungen gehabt zu haben, die er sich im Umkreis des Serails, durch Vermittelung des Mufti, in einer Anzahl Azamoglanen und verschiedener Odda-Paschas und Agas erkauft hatte. Er trauete fest darauf, daß, wenn von ihm diejenigen Vorkehrungen, wodurch dem Großherrn in der Hauptstadt irgend eine Unzufriedenheit mit der Reichsverwaltung gewöhnlich geäußert wird, getroffen seyn würden, die Azamoglanen, welche zum Theil stets als Günstlinge um den Großherrn sind, ihn auf die Ursachen der Unzufriedenheit aufmerksam machen dürften, so wie die Janitscharen-Agas, mit den unter ihnen ste-

henden Oddas, ihn, in allen den Anschlägen gegen den zeitigen Großvezier und seine Parthei, nicht allein unterstützen, sondern anstatt den Aufruhr zu dämpfen, durch ihre erkaufte Zügellosigkeit ihn erst unter dem Volke aufregen würden. — Diese seine Erwartungen wurden sehr getäuscht.

Mit der Entfernung des Mufti verlor sich sehr der Eifer aller der im Innern des Serail sowohl erkauften, als erschlichenen Anhänger für jedes Unternehmen der Partei des vormaligen Großveziers. Die Anhänglichkeit des Mufti an derselben sowohl, als auch sein Ansehen, seine Würde, waren hinlängliche Triebfedern, ihnen einiges Zutrauen einzuflößen. Seit dem Fall desselben aber schien ihnen nicht allein jeder Plan seiner Parthei vereitelt zu seyn, sondern sie wähnten auch, daß Bekir Aga einzig und allein, durch offenbare Beweise seiner Anhänglichkeit an dem vormaligen Großvezier, bewogen worden, beim Sultan seine Entfernung zu bewirken.

So eingeweiht sie nun den Kislar-Aga in die Verschwörung wähnten, hielten sie es für ihre Selbsterhaltung am heilsamsten, wenn sie seinen Nachforschungen vorkämen und ihm entdeckten, welche Mittel der Mufti aufgeboten hatte, sie zu seinen Absich-

ten zu stimmen. Es versteht sich von selbst, daß sie über ihre Unbestechlichkeit und beharrliche Treue nicht wenige Worte zu verlieren keinesweges vergaßen.

Bekir Aga war ein Mann von vieler Welt- und Menschenkenntniß. So unwahrscheinlich es ihm vorkam, daß die Partei des vorigen Großveziers in dem Grade unklug hätte seyn sollen, Menschen so tief in ihre Pläne hineinblicken zu lassen, deren Vertrauen sie nicht erkauft, oder sich versichert hatte, so unterdrückte er doch jetzt vorsätzlich jede Aeußerung von Verdacht gegen die sich ihm vertrauenden Azamoglanen und Agas. Er war zufrieden, daß er so unerwartet ein solches Licht in einen schon so weit gediehenen Plan seiner Gegner erhielt, der sowohl ihm als seinen Anhängern den Untergang bereiten sollte. Er suchte nun allen seinen Scharfsinn und seine Kräfte aufzubieten, mit einem Streich seine sämmtlichen Feinde zu Boden zu legen. Ein Vorsatz, zu dem er jetzt die schönsten Aussichten fand.

„Ich will es gerne glauben,“ äußerte daher Bekir-Aga den Odda-Paschas und Azamoglanen nach einigen Augenblicken reiflichen Nachdenkens, daß das von dem treulosen Mufti in euch gesetzte Zutrauen, keinesweges durch unredliche Gesinnun-

gen von eurer Seite gegen die hohe Pforte und ihre Diener veranlaßt worden, und will euch daher Verzeihung und Vergessenheit des Vergangenen zusichern. Aber nur unter der Bedingung: daß ihr mir, der ganzen gegen die bestehende Regierung noch vorhandenen Partei, den Untergang bereiten helfet. Eure Ergebenheit in der Rücksicht wird mir ein Beweis seyn, daß ihr wieder zu der schuldigen Pflicht gegen euren Gebieter und seine von ihm eingesetzte Verwaltung zurückgekehrt seyd. — Ich fordere von euch keine Selbstaufopferung, sondern nur das, was die Klugheit gebietet. Ohnfehlbar ist keiner der Verschwornen von dem Zutrauen unterrichtet, dessen ihr mich jetzt habt theilhaftig werden lassen. Ihr habt daher den Schein anzunehmen, als wenn ihr noch völlig mit dem ruchlosen Plane der Verschwornen einverstanden und zu jeder Vorkehrung, die sie treffen sollten, ihren Zweck zu erreichen, die Hände zu bieten bereit wäret. Man wird ein größeres Zutrauen gegen euch zu hegen nicht anstehen. Ihr werdet von jedem Schritte selbst unterrichtet werden, oder Gelegenheit haben, euch davon zu unterrichten. Ihr werdet genau den Tag und die Stunde erfahren, wenn der entscheidendste Streich den geheiligten Sitz

des Divans treffen soll. Ist eure Kunde so weit gediehen, so habt ihr mir Auskunft zu geben. Ich werde alsdann nicht verfehlen, euch euer Benehmen vorzuschreiben. Jenes Vipernnest von Ruchlosigkeit muß mit seinem Streich vernichtet werden, und ihr werdet alsdann mit mir das Verdienst theilen: dem treulosen Verräther an der geheiligten Person des Sultans und seiner Stellvertreter, ein warnendes Beispiel auf ewige Zeiten gegeben zu haben.

XV.

Ganz den Grundsätzen erkaufter Anhänger getreu, schienen die Odda-Paschas und Azamoglanen den Forderungen Moulahis eine Willfährigkeit zu verrathen, die ihn zu den größten Hoffnungen berechtigte, und ihn keinen ungewissen Ausgang seines Unternehmens ahnden ließ. Er stand daher nicht an, seinen Plan aufs schnellste zu verfolgen, und in Kurzem war alles schon durch seine und seiner Vertrauten Thätigkeit so weit gediehen, daß die Verschwornen in den verschiedenen Quartieren der Stadt auf eine Menge gemeinen Volks rechnen konnten, und sowohl in den verschiedenen Theilen

Istambols alle Vorkehrungen zu ausbrechenden Feuersbrünsten, das gewöhnliche Merkmal einer Volksunzufriedenheit, getroffen, als auch eine Anzahl Derwische und Santons zu öffentlichen Volksrednern sich erkauft hatten.

Es fehlte jetzt nichts, als nur noch mit den Anhängern im Innern des Serails Abrede, wegen Tag und Stunde zum Ausbruch der Verschwörung zu nehmen, damit, sobald das Feuer ausbrechen, das gemeine Volk in wüthende Haufen sich vereinigen, nnd alles in größter Bewegung seyn würde, jene von ihrer Seite alles Mögliche zur Unterstüzzung des Aufruhrs nicht allein verwenden, sondern den Verschwornen freien Spielraum in jeder ihrer Unternehmungen zu schaffen bereit seyn mögten.

Von allen diesen Vorgängen ward nun Bekir Aga gehörig unterrichtet. Er verfehlte nicht, sofort seinem Busenfreunde, dem Großvezier, die vollständigste Auskunft zu ertheilen. Sie pflegten nun beide Rath: ob sie dem Ausbruch der Verschwörung gelassen entgegen sehen, und ihre Gegner bei der That überraschen, oder ob sie allem Aufruhr zuvorkommen, und die Häupter der Verschwörung, als überführt, sofort zur Verantwortung ziehen sollten.

Der Großvezier war ein furchtsamer Mann.

Er zitterte mehr vor den mannigfaltigen Umwegen welche die List und die Schlauigkeit der Menschen zu nehmen wissen, als der Kislar Aga, und er rieth daher, die Verschwörung keineswegs zum Ausbruch kommen zu lassen, sondern sie bei ihrer nunmehrigen Geburt sofort mit aller Macht zu ersticken. „So weit wir sehen können,“ äußerte er gegen Bekir Aga, „dürfte zwar diese unsere Macht durch keine öffentliche Empörung unserer Gegner geschwächt werden können. Allein der Spruch eines unserer Weisen lehrt uns: kurz ist des Menschen Auge, unübersehbar anderer Wille. Wir haben Beweise genug in Händen, unsere Gegner die Strenge der Gesetze empfinden lassen zu können. Wir sind jetzt Herren der Macht, die das Gesetz und das Schwert uns verleihen kann. Dieses Vertrauen, das wir jetzt gegen uns selbst hegen können, sollten wir einem Ungefähr übergeben? vielleicht gar durch einen Zufall uns entwinden lassen? Nein! Mit meinem Willen soll nicht mehr gezaudert werden, das Ungeheuer, das jetzt in einer gewissen Sicherheit sich glaubt und einer Ruhe pflegt, um zum Kampfe gegen uns mächtigere Kräfte zu sammeln, zur Vernichtung aufzuscheuchen. Laßt mir den Willen, Freund Bekir! Gleich lasse ich

einen Divan zusammen kommen, und von dem Mufti und dem Kadileskier diejenigen Verschwornen vernehmen, die von unsern Gegnern abgefallen sind. Wir lassen indeß die Häupter der Verschwörung festnehmen, damit sie ihrer verdienten Strafe nicht entgehen, und alsdann sogleich über sie Urtheil und Recht fällen."

Der Kislar Aga bestimmte sich sogleich für die Meinung des Großveziers, und dieser setzte sofort alle Mittel in Bewegung, die ihm seine Macht verleiht.

Es war schon spät am Abend, als die Glieder des Divans im Pallast des Großveziers zusammenberufen wurden. Während der Mufti und der Kadileskier ihre Pflicht erfüllten, und die Azamoglanen und Odda-Paschas nach und nach vernahmen, traf der Großvezier die nöthigen Vorkehrungen, der Häupter der Verschwörung sich versichern zu können. Der Zufall spielte ihm aber einen Streich, den er keineswegs vorausgesehen hatte.

Moulahi hatte an diesem Tage sein Landhaus verlassen, um den Anordnungen zu dem Schauspiele, das er zu geben gedachte, näher zu seyn. Zugleich war er an diesem Abend zu einem Gastmale eines Großen eingeladen, wo auch einige

Glieder des Divans gegenwärtig waren. Kaum waren diese in die Gesellschaft erschienen, so mußten sie selbige verlassen. Ihre auf Befehl des Großveziers schnell erfolgte Entfernung erregte einige Aufmerksamkeit in der Gesellschaft. Man äußerte sich auf verschiedene Art über die Ursache einer so ganz zur ungewöhnlichen Zeit geschehenen Zusammenberufung des Divans. Zufällig war Moulahi erst nach Entfernung der Staatsbeamten erschienen. Er hörte von dem Vorgefallenen, und blieb ein stiller und kaltblütiger Zuhörer der Vermuthungen, welche man darüber hegte, hatte aber zugleich nicht die entfernteste Ahndung, daß seine Person vorzüglich die Zusammenberufung des Divans veranlaßte. Munter und froh blieb er daher in dem gesellschaftlichen Zirkel bis spät in der Nacht, als er endlich durch die wiederholten lebhaften Winke eines seiner Sklaven gleichsam aufgeschreckt ward. Eine traurige Ahndung erwachte in seiner Seele. Er sprang von seinem Sitze, verließ plötzlich die Gesellschaft und eilte seinem Sklaven entgegen, der ihn schnell mit sich ins Freie und in einen abgelegenen Winkel der Straße zog.

„Herr!" begann der Sklave mit erschrockener Stimme. „Herr! Um des Propheten Namen, be-

wacht euer Leben. Ich weiß nicht mehr, als ich euch sagen werde. Aber genug, um euch für eure Freiheit, für euer Leben Besorgniß zu erregen. Ein Haufe Janitscharen umgiebt eure Wohnung und durchsucht sie schon. Ich entging ihrer Aufmerksamkeit. So gekleidet wie jetzt, könnt ihr euch nicht von der Stelle wagen. In allen Winkeln der Stadt streift jetzt die bewaffnete Macht umher. Ich lasse euch nicht. Geschwind! Wechselt mit mir die Kleider. In meinem Sklavengewande werdet ihr unbemerkt einen Weg einschlagen können, der euch von euren Verfolgern vorerst entfernt.

Moulahi vermochte kaum vor Entsetzen ein Wort hervorzubringen. Durch den ängstlichen Eifer des Sklaven sah er sich bald verkleidet. Er schlich sich nun von einem Winkel der Stadt zum andern, bis er endlich ihre Grenze erreichte nnd Gelegenheit hatte, das freie Feld zu betreten, wo er seine Schritte verdoppelte, mit Vogelschnelle davon eilte und seinen Verfolgern glücklich entging.

Die Flucht Moulahis war dem Großvezier eine ganz unerwartete Nachricht. Der wichtigste Theil der Zeugenaussagen war auf Moulahi gegründet. Ihn mußte der Großvezier in seiner Gewalt haben, wenn er mit Nachdruck den Verschwor-

nen beikommen wollte. Indessen gelang es ihm doch, einer Anzahl wichtiger Parteigänger habhaft zu werden. Gegen diese wurden gleich, nach Verhältniß ihrer Vergehen, Rechtsurtheile gefällt. Einige wurden zum Strange, andere zur Galeerenarbeit verdammt. Verschiedene wurden verwiesen. Unter den letztern befanden sich vorzüglich diejenigen, welche in ihrem Benehmen sich irgend einen Verdacht zugezogen. Alradab theilte dies Schicksal mit verschiedenen guten Köpfen, welche durch ihre dreisten und kühnen Urtheile schon längst der Regierung misfällig waren. Sie hielt es der Klugheit gemäß, dergleichen Menschen vorerst zu entfernen.

XVI.

Indeß versäumte der Großvezier keinesweges, auf Moulahis Kopf nicht allein einen großen Preis zu setzen, sondern auch allen denen Gerichtsbarkeiten eine verhältnißmäßige Belohnung zu versprechen, deren aufmerksames Auge noch irgend eine Spur von dem Anhange der Verschwornen entdecken sollte.

Man kann leicht denken, daß ein solcher Vor-

fall sich in die entferntesten Winkel der Stadt verbreitete. Verwunderung und Schrecken schufen die abentheuerlichsten Mährchen über diese Begebenheit, und man verfehlte nicht, die Verschwornen der schrecklichsten Gräuel und abscheulichsten Verbrechen zu zeihen. Nicht allein gegen die geheiligte Person des Sultans waren ihre Dolche gezückt, selbst die heilige Kaabe zu Mekka, die Grundfeste des einzig wahren Glaubens, droheten sie zu untermienen, um, einverstanden mit den Ungläubigen, den Thron, den der große Prophet gegründet hat, zu zertrümmern.

Der Busen jedes Mahomedaners ward bei dieser schrecklichen Erzählung mit Abscheu und Schrekken gegen die Verschwornen beseelt. Jeglicher machte es sich zur Pflicht, von denen, welche in dem entferntesten Verdacht waren, der Regierung Anzeige zu thun. Der Verhaftnehmungen nnd des Verbannens war kein Ende. Die Regierung hielt sich verpflichtet, den Enthusiasmus des Volkes zu belohnen, und so litt der Unschuldige mit dem Verbrecher.

Von allen diesen Vorfällen träumte Morad nichts. Er erwachte am späten Morgen. Seine Denkkraft hatte wieder die vorige Stärke gewon-

nen. Er glich einem Menschen, der sich den Verlust großer Summen aus dem Kopfe schlägt. Er war keinem schuldig, er hatte keinem zu zahlen. Drängte sich das Gefühl vom Vergangenen in ihm hervor, und düsterte den Horizont seines Geistes, so schlich er sich zu den Schriften der Weisen. Aus ihnen schöpfte er jetzt Trost und Erholung. Die Stralen der Weisheit erleuchteten die dunkeln Stellen seines Geistes. Sie waren es, die mit ihrer milden Wärme sein für Menschlichkeit empfindbares Herz belebten, und ihn wieder mit den Menschen aussöhnten. Sein Busen hob sich empor, die Schwingen seines Geistes entfalteten sich. Die Lehre Alradabs gewann in seinem Innern Spielraum, sie trieb ihn zum Adlerflug dahin, und, erhabener Gedanken voll, weidete sich sein Herz an dem Heile der Menschheit. Sie fesselte ihn. Mit überzeugtem Blick sah er hin auf die Zukunft, und sein empfindsames Herz schuf ihm zugleich einiges Vertrauen zu den Menschen. O wenn sein Wille jetzt nur zur That reifen konnte! Er glich der Sonne, die eine Welt beseelt und mit ihren einzelnen Stralen zugleich die unbedeutendsten Geschöpfe wohlthätig zum neuen Leben erweckt.

Wenn

Wenn Vernunft und Empfindung des Menschen Wesen sich theilen, dann bricht er in Worte aus. So Morad.

„O es ist wahr!“ begann er, „es ist ein beseligender Gedanke, es liegt in ihm ein überschwengliches Gefühl, in der himmlischen Region, wo die Menschheit thront, sein Daseyn wiedergefunden zu haben. Der Anblick dieses Wesens reißt uns von unserer Hinfälligkeit los. Dann kämpfen wir nicht mehr mit den unseligen Dämonen, die unsere Kräfte in Fesseln zu schmieden suchen; wir fühlen uns über uns selbst erhaben, wir sind immer größer, als wir zu seyn wähnen. Alles unser Thun und Sagen gehört der Menschheit an, unser Wille gehört ihr, unserm Genuß schreibt sie die Grenze vor. Haben wir uns so über uns selbst erhoben, wie leicht wird es uns, Mensch zu seyn! Wir kümmern uns nicht des Lohnes, des Dankes, der unser wartet. Wir harren nicht der Altäre, der Tempel, die der Eigensüchtige sich weihen läßt. Nein! Wir sind froh des Genusses, uns unserer würdig handeln zu sehen. Wie viel muß es der Würdigen, Edlen unter den Menschen geben. Sie wollen aber wie die Perle, wie der Edelstein gesucht seyn. Doch sind sie einst gefunden, so werden sie,

wie jene in dem Diadem des Tyrannen, in dem der Menschheit prangen. O wahr, wahr, Alradab! was du sagtest, die Zeit muß kommen, sie muß ihr Daseyn finden. Das Edle ist ewig, unzerstörbar. Es muß sich zusammenfinden, es muß zusammentreffen. Du, Moulahi, zeigtest mir den Weg zu diesem edlen Kreise. Du beginnst das große Werk, die Edlen zu vereinen, so weit dein Auge, dein Scharfblick reicht. Glücklich! daß du mich ausersehen, und in ihm eine Stelle mir verliehen hast. Morad! die Feierstunde deines Lebens beginnt —"

XVII.

Hier ward Morad in seinem schwärmenden Gedankentaumel gestört. Einer seiner Sklaven stürzt entathmet in sein Gemach. „Herr!" ruft er ihm entgegen, „ihr sitzet hier einsam und denkt nicht, welche Gefahr euch drohet. Man will eine gräßliche Verschwörung gegen den Glauben unserer Väter, gegen den Staat und seine Stellvertreter entdeckt haben —"

Eine Verschwörung? Fragt Morad betroffen. Nun —

„Moulahi wird als das Haupt derselben angegeben," fuhr der Sklave fort. „Er —

Moulahi! fiel Morad erschrocken ein. Was sagst du? Moulahi!

„Er soll sich,“ fügte der Sklave hinzu, „durch die Flucht der verdienten Strafe zu entziehen gewußt haben. Indeß man hat ihn geächtet, hat einen ansehnlichen Preis auf sein Haupt gesetzt, und hofft seiner stündlich habhaft zu werden. Alle Theilnehmer sind bereits zur verdienten Strafe gezogen worden. Man verfolgt noch die, welche Verdacht gegen sich haben. Herr! — der Sklave fiel zu Morads Füßen und — Thränen stockten seine Stimme.

Moulahi! rief Morad nochmals. Ist's möglich?

„Herr!“ begann der Sklave wieder, „verzeihet. Moulahi war euer Freund, ihr habt ihn eures Vertrauens gewürdigt. Drohet euch keine Gefahr? O fliehet, fliehet, weil es Zeit ist, ehe euch die Strenge der Gesetze, der Verdacht —

Der Sklave ward unterbrochen. Ein Kapidschi trat herein und übergab Morad im Namen der hohen Pforte die schriftliche Weisung, noch heute vor Sonnenuntergang die Stadt zu verlassen, und sich bis auf zwei Tagereisen von derselben zu entfernen.

Keinesweges hatte der Umgang Morads mit

Moulahi ihm diese Verweisung zugezogen. Es ward allen Kadis aufgegeben, von jeder Person, die in irgend dem entferntesten Verdacht wäre, bei Leib und Leben sofort der höhern Behörde Anzeige zu thun. Der Kadi des Reviers, wo Morad wohnte, hatte den Auftrag, Alradab aus die Stadt zu verweisen. Er erinnerte sich nun, daß dieser von Morad den Tag zuvor, mit der Geldstrafe für Ben-Mansur, an ihm abgeschickt worden, und er verfehlte nicht, davon dem Kadileskier Anzeige zu machen.

Da man in Alradabs Person bloß einen der vorlauten Redner, bis zur wiederhergestellten Ruhe, entfernen wollte, so kam Morad, durch die Verbindung, in welcher er mit Alradab geachtet ward, bei dem Kadileskier ebenfalls in den Verdacht, daß er zu einigen vorlauten Aeußerungen sich dürfte haben verleiten lassen. Und dieser Argwohn war zureichend, ihn unter die Zahl der Verwiesenen zu setzen.

Man denke sich aber, von welchen Gefühlen Morads Innere jetzt gefoltert ward. Er, der mit froher Aussicht seine Phantasie beschwängert hatte, bald den Triumph der Menschheit feiern zu können; der den Tag sich nicht mehr fern träumte, wo

sie Moulahi, für das Verdienst, ihn errungen zu haben, an ihrem Altar den Lorbeer reichen dürfte — was mußte er hören? Moulahi sollte geächtet, landflüchtig und als ein Verräther verdammt oder bloßgestellt seyn, unter der verworfensten Sklavenhand seine Tage zu enden; Alradab, aus dessen Munde ihm die Weisheit ward, dachte er sich unstät und flüchtig umherwandern; und alle jene Weisen und Edlen, die er bewunderte und mit denen er den großen Geisterbund zu eröffnen begann, sah er gleichsam unter dem Dolche ihrer Henker erliegen, in Fesseln schmachten und im Kerker seufzen.

Er sah stier vor sich hin, bald zweifelnd, bald glaubend. Er glich einem Menschen, der unversehen von dem Gipfel eines hohen Berges in einen tiefen Abgrund geschleudert worden. Sein Bewußtseyn ist vom Fall betäubt. Er erwacht endlich, denkt bald, auf den Gipfel noch zu seyn, bald, daß er in einer Tiefe sich befindet. Doch, so wie dieser sich sammelt, seine Kräfte sich erholen, sein Auge sich öffnet, und er sich endlich von seinem Schicksal überzeugt; so war es Morad, als er in seiner Hand die Verweisung erblickte.

XVIII.

„Auf, Hicka!" rief er entrüstet dem Sklaven zu, der noch immer zu seinen Füßen lag. „Auf! Ich bin meinem Schicksale nicht entgangen. Man hat mich verwiesen."

Verwiesen! fiel ihm Hicka betroffen ein.

„O wie gerecht, mein Hicka!" sagte Morad mit gerührter Fassung. „Die Menschen haben alle das Edle, das ihr Stolz seyn sollte, von sich verbannt, was soll ich noch unter ihnen? Wie heilsam ist diese Verweisung nicht mir! Gern verlasse ich diese Stadt, wo der edle Sinn seine Verfolger findet. Auf! Bereite all mein Hab und Gut zum Abzug. Ich will fort. Ich will ziehen. Der Tyrannen Zwang soll mein freier Wille seyn."

Und wohin, mein Gebieter? fragte Hicka.

Diese Frage schien die Haltung Morads aus ihrem Gleichgewichte zu bringen. Er verfiel in eine Art von betäubendem Nachdenken. Der Gedanke, den Ort zu verlassen, wo seine Vorfahren in dem Rufe guter, biederer Menschen lebten, der Gedanke, diesen Ruf so entweihet zu sehen, folterte ihn mit starken Vorwürfen.

Endlich faßte er sich wieder, und mit einer dü-

stern Selbstüberwindung begann er: „Wohin, frägst du? — Nur fort! Ins Freie, ins Freie! Dort will ich mir eine Stätte wählen, wo mein Loos die Menschen und das ihrige mich nicht mehr kümmern soll. — Für mich giebt es kein Band mehr, das mich an die Menschen fesselt. Sie haben mich gelehrt, an ihrer Menschlichkeit zweifeln, haben mich überzeugt, daß der Sinn für Menschheit in ihnen erstorben ist. — Fort aus ihrer Mitte! Die Menschen gleichen den Pflanzen. Jeder von ihnen vegetirt an der Stelle, wo ihn das Schicksal eingesetzt. Ihr gesellschaftliches Leben gleicht einem Rebenstocke, wo die Zweige sich unwillkührlich in einander ranken. Freiheit, eigener selbstthätiger Trieb sich einander beizustehen, Ueberwindung der Eigenliebe und des Heeres ihrer Laster — man kennt diese Tugenden, man greift nach ihnen, wie die Knaben nach bunten Schmetterlingen, bewundert, begafft mit großen Augen sie, höchstens bis zum Sonnenuntergang. Am Abend werden sie, wie jene flatterhaften Geschöpfe unter den Händen der Jugend — zerstört, und der Vernichtung preis gegeben. — Soll ich das Schicksal mit jenen Geschöpfen theilen? — Ich habe die Menschen geliebt, habe ihrer Stärke vertraut. Die täuschende

Binde ist mir von den Augen gefallen. Ich will meinem Untergange entfliehen. Ich fühl's, ich kann nicht anders seyn, als wenn ich, wie alle jene, die sich Menschen nennen, nur mir lebe. Mir ekelt aber der Anblick meines Gleichen. Fort daher aus ihrer Mitte, wenn ich noch mir selbst leben soll!"

Hicka befolgte den Willen seines Gebieters. Er und seine Gehülfen beluden sorgfältig die Kameele mit Morads Schätzen. Und kaum verloren sich die sinkenden Stralen der Sonne am Horizont, so hatte Morad, in deren Begleitung, der Hauptstadt den Rücken zugewandt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Morad eine Erzählung aus der orientalischen Welt

Bd.: 1.

Berlin (1806)

P.o.germ. 949-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114882-2